Należytość pocztową opłacono ryczałtem
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt".
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38
Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664.
Lwów (P. K. O.) Nr 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Folge 34 — Lemberg, am 20. August (Erntemond) 1933 — 12. (26.) Jahr

„Ein echtes Volk, durchdrungen vom Machtgefühl seines eigenen Volkstums, ist eine menschliche Meisterschöpfung, die selbst wieder Schöpfungskraft äußert und so im ewigen Kreislauf das Schaffende und Erschaffende einigt."

Friedrich Ludwig Jahn.

Von wahrer Festkultur

Feste sollen der Ausdruck unseres Gemeinschaftsgedankens, sollen Höhepunkte unseres Gemeinschaftslebens sein. Leider ist dies nicht immer der Fall, das beweisen Tatsachen. Nur zu häufig werden Feste aus rein äußeren Motiven arrangiert (wir gebrauchen ausdrücklich das Fremdwort), d. h. gemacht, ohne daß ein inneres Bedürfnis dafür vorhanden, ohne daß das Fest oder die Feier Ausdruck innersten Gestaltungswillens ist. Der Wert solcher Feste — wenn man von einem solchen überhaupt sprechen will — ist nicht hoch einzuschätzen und bestenfalls materiell anzuschlagen. Von einer nachhaltigen Bereicherung unseres seelisch-geistigen Lebens kann in solchen Fällen nicht die Rede sein. Solche Feste sind zwar eine Abwechslung in dem Einerlei des Alltags, sie sind aber zumeist nichts anderes als schale Zerstreuung, Geschäft, Tand, Selbsttäuschung, Selbstbetrug, sie bringen den Menschen um die reinen Freuden einer wahren Festkultur, sie versetzen ihn vielleicht in einen Taumel, in dem die Triebe oft mächtig Gewalt gewinnen, sie bieten ihm aber keine echte, befreiende Erholung.

Der innere Drang, sich gelegentlich aus dem Gleichmaß des Alltags zu reißen, die wohl begründete Sehnsucht nach Entspannung, nach Selbstbesinnung muß anders genützt werden, muß vielfachere Frucht tragen, muß gediegenere Formen annehmen, muß segensreicher wirken. Dieser innere Drang sucht nach Befreiung, er muß zur Tat werden. Das Fest soll eine solche Tat sein. Echte, wahre, ungetrübte Freude soll uns erheben, natürliche Fröhlichkeit muß uns umfangen, uns Beschwingtheit geben. Unterstreichungen durch äußere Anlässe wie Ereignisse in Natur und Leben sind sicherlich von Bedeutung und als Anknüpfungsgelegenheiten voll auszuwerten.

Feste sollte man nicht zu oft veranstalten, damit sie nicht ihren Festcharakter verlieren, damit sie nicht schal werden und alltäglich. Es muß ein inneres Bedürfnis für sie bestehen. Feste sind nicht für einzelne da, sondern für eine Gemeinschaft (oder sollen eine solche schaffen helfen), deshalb muß das gemeinsame Schaffen obenan stehen. Das Fest soll ein Werk aller in dem feiernden Lebenskreis Zusammengeschlossenen sein. Die Vorbereitungen eines Festes erfordern Opfer an Zeit, Kraft, Können und Wollen. Man muß die Bereitschaft zum Opfern besitzen, soll ein Fest die allein erfolgversprechende Vorbereitung erfahren. Aus dem Opfer der Vorbereitenden heraus erfährt das Fest seinen Reichtum und dieser beschenkt alle an dem Feste Teilhabenden. Die Form und der Inhalt eines Festes ist der Spiegel der Lebenshaltung der Feiernden. Die Feste eines Kreises sind seine Augen, mit denen er sich zeigt, in denen andere ihn sehen. Diesem gewiß treffenden Vergleich sollte man mehr Beachtung beimessen. Selbstkritik und Selbsterziehung dürfen uns niemals verlassen, auch dann nicht, wenn wir das Bedürfnis haben, uns eines Zwanges zu entledigen, weil Freiheit nicht neuerlich zu Sklaverei führen darf.

Jedes Fest braucht einen Mittelpunkt, einen Grundgedanken. Der Charakter des Festes ergibt sich aus dem Lebensstil der Feiernden, dem Anlaß zum Fest, der Zeit und dem Ort. So hat jedes Fest seinen ihm eigenen Stil und wird unterschiedlich sein, je nachdem es z. B. draußen oder im Saal, zu welcher Jahreszeit, aus welchem Anlaß es veranstaltet wird. Es wird seinen Charakter empfangen, je nachdem es sich um ein Fest auf dem Lande oder in der Stadt, um ein ernstes oder heiteres handelt. Ein frohes Fest wird man nicht in Tollheit ausarten, ein ernstes nicht in Rührseligkeiten versinken lassen. So selbstverständlich dies alles auch klingen mag, man kann doch immer wieder die Beobachtung machen, daß diese Bemerkungen in ihren letzten Tiefen keinerlei Berücksichtigung finden, daß man den alten Trott mit Vergnügungsausschuß usw. weiter mitmacht, daß man äußerer Dinge wegen Feste veranstaltet, um vielleicht mit dem Umfang der Vorbereitungen zu protzen, um sich in den neuesten Kostümen zu zeigen, um sich in einen Rausch versetzen zu lassen, aus dem das Erwachen oft sehr deprimierend ist.

Wie oft sieht man auch bei uns noch die Allerlei-Programme, in rauchigen, schlecht gelüfteten Restaurationssälen abgewickelt! Rauch und Alkohol dürfen nicht fehlen, und der Tanz ist obligat. Man veranstaltet z. B. eine Wintersonnwendfeier im Saal, und tanzt zuletzt Negertänze (die Beweise sind jederzeit zu erbringen). Solche Geschmacklosigkeiten, die mit wahrer Festkultur nichts zu tun haben und die nur beweisen, wie wenig tief es den Veranstaltern zum Bewußtsein gekommen, was sie mit ihrem Fest bezwecken, lassen sich in größerer Anzahl aufführen. Wir wollen nicht den Ankläger spielen, wir müssen aber darauf hinweisen, wir müssen solche Leute zur Besinnung rufen, damit sie sich mehr Rechenschaft geben von ihrem Tun. Nicht Geschäftigkeit allein läßt den geachteten Willensmenschen erkennen. Soll er ethisch gewertet werden, dann muß sein Handeln zielvoll sein, bewußt aufbauend und darf keinerlei Ueberwindung scheuen.

Alle Vorbereitungen zu einem Feste müssen im Lichte des Festgedankens getroffen werden. Feste eines kleineren Kreises kann man improvisieren, große Feste müssen bis ins kleinste genau vorbereitet werden. Der Grundgedanke des Festes muß sich auch im Programm ausdrücken. Wie bunt aber sind manche Vortragsfolgen, wie wenig bauen sie sich auf innerem Erleben auf, wie wenig sind sie organisch gegliedert, wie oft sind sie aber Schablone, zu der irgendeine Staffage herhalten muß. Wie soll ein derart tot gezeugtes Programm Menschen innerlichst bewegen, wie soll es Mittler und Befreier, Anreger und Förderer sein? Die Wanderung zur Höhe muß sich auch in der Vortragsfolge ausdrücken.

Die Vorbereitungen sollen alles berücksichtigen, was den klaglosen und erfolgversprechenden Verlauf des Festes sicherstellen kann. Nicht nur das Programm muß sorgfältig gewählt und zusammengestellt werden, auch die Ausführung muß gediegen, wesensecht erfolgen.

Aus Zeit und Welt

Der Tag der Legionäre

Nach alter Tradition wurde am Sonntag in Warschau zur Erinnerung an den 6. August 1914, an dem eine polnische Truppenabteilung zum ersten Male wieder gegen Rußland in den Kampf zog, der Tag des Verbandes der polnischen Legionäre in Anwesenheit des Staatspräsidenten und von Vertretern der Regierung in der üblichen Weise begangen. Die Feier begann bereits am Sonnabend vormittag mit einem Trauergottesdienst in der Garnisonkirche für die gefallenen Kämpfer um Polens Freiheit. Im Anschluß hieran wurde das Studien-Institut der Legionäre eröffnet, in dem intellektuelle Arbeit geleistet werden soll. Hierauf bildete sich ein

Zug, der sich zur Zitadelle bewegte. Am Kreuze Traugutts wurden drei Kränze niedergelegt: einer von den Vertretern des Aufstandes vom Jahre 1863, einer vom 12. Kongreß der Legionäre und einer von der Föderation der Verbände der Vaterlandsverteidiger. Auch das Grab des Unbekannten Soldaten wurde mit drei Kränzen geschmückt.

Die neue polnische Verfassung

Im Lokal des Regierungsklubs fand am 2. August unter dem Vorsitz des Herrn Slawek eine Sitzung der Sejm- und Senatsgruppe dieses Klubs statt, die sich mit dem Plan einer Verfassungsänderung beschäftigte. In dieser Sitzung hielt der Generalreferent, Vizemarschall des Sejm, Car, ein zweistündiges Referat, in dem er Aufschlüsse über das neue Projekt der Verfassungsänderung gab.

Wie der „Kurjer Poranny" erfährt, hat die Verfassungsgruppe des Regierungsklubs sowohl auf Grund der durchgeführten Umfrage als auch im Ergebnis der eigenen Initiative von prominenten Vertretern der juristischen Welt, sowie von politischen und sozialen Führern ein reichhaltiges und sehr wertvolles Material gesammelt, das die Arbeiten an dem neuen Verfassungswerk erleichtern dürfte.

Einer Meldung des „Ilustrowany Kurjer Codzienny" zufolge wird Oberst Slawek während der Festversammlung, die am Sonntag aus Anlaß der Tagung der Legionäre unter dem Traugutt-Kreuz auf der Zitadelle stattfinden wird, eine große Rede über Verfassungsfragen halten. Dabei wird Slawek die Richtlinien des Verfassungsprogramms darlegen, die dem Regierungslager die Grundlage geben sollen, in der nächsten Zeit an die Verwirklichung des Werks der Verfassungsänderung heranzutreten.

Aufruf zu einer Sobieskisammlung

Zur 250-Jahr-Feier des Sieges von Wien erläßt ein Komitee unter dem Protektorat des Staatspräsidenten Mościcki und des Marschalls Pilsudski einen Aufruf, die Wiederkehr der Rettung Wiens durch den polnischen König Sobieski gebührend zu feiern.

Der polnische König habe wie 1920 Marschall Pilsudski, Polens weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt, Vormauer des Christentums zu sein.

Eine der zahlreichen Aufgaben des Komitees sei es, Spenden für den Wiederaufbau des Schlosses in Olesek, in dem Sobieski geboren ist, zu sammeln.

Polnisch-Danziger Abkommen

Am Sonnabend nachmittag 5 Uhr ist in Danzig ein Abkommen zwischen der polnischen Regierung und dem Danziger Senat unterzeichnet worden, das den vorläufigen Abschluß der in den letzten Wochen zwischen Danzig und Polen geführten Verhandlungen darstellt. Das Abkommen enthält in erster Linie eine neue Auslegung des Artikels 33 der Pariser Konvention vom Jahre 1920 betr. die Rechte der polnischen Bevölkerung und Minderheit in Danzig. Es betrifft in erster Linie Schulfragen und in zweiter Linie die Frage des Gebrauchs der polnischen Sprache vor der Danziger Staatsverwaltung. Halbamtlich wird dieses Abkommen als für Polen außerordentlich günstig bezeichnet. Dem Zugeständnis, das Danzig der polnischen Regierung macht, steht auf polnischer Seite nur das Versprechen eines Zugeständnisses gegenüber, und zwar hat Polen sich in der Frage der Ausnutzung des Danziger Hafens lediglich zur Aufnahme künftiger Verhandlungen verpflichtet, welche den Danziger Anteil an der künftigen Entwicklung des seewärtigen Außenhandels Polens sichern sollen. Gleichzeitig mit der Unterzeichnung des Abkommens ist der Austausch zweier Noten zwischen der polnischen und der Danziger Regierung erfolgt, die einige weniger wichtige Fragen, wie z. B. die der Führung der Danziger Außenpolitik durch Polen, die Sprache der Danziger Reisepässe und das Exequatur für die fremden Konsuln in Danzig betreffen. Der nähere Inhalt dieser Noten wird jedoch nicht mitgeteilt.

Die Frage der polnischen Kriegsschulden

Außenminister Oberst Beck hat gestern einen vierzehntägigen Urlaub angetreten. In seiner Abwesenheit führt Unterstaatssekretär Graf Szembek die Geschäfte.

Der polnische Botschafter in Washington, Patek, ist gestern, von New York kommend, in Le Havre eingetroffen und sogleich nach Polen weitergereist. Daß Beck seine Ankunft in Warschau nicht abgewartet hat, wird hier vor allem als Hinweis darauf gedeutet, daß Patek diesmal auch nicht der Ueberbringer wichtigerer Nachrichten ist.

Wie verlautet, ist es noch immer nicht zu den erstrebten polnisch-amerikanischen Schuldenverhandlungen gekommen, da die amerikanische Regierung unverändert auf dem Standpunkt steht, daß Polen die beiden zurückbehaltenen Raten auf seine Kriegsschuld an die U. S. A. zu bezahlen hat.

Die Glaubensfreiheit der Polen in Deutschland

Die polnische Minderheit in Deutschland freut sich, in ihrem Bestreben, sich Sicherungen für ihr Glaubensleben zu schaffen, dank dem Verständnis der Reichsregierung einen neuen Erfolg errungen zu haben. Es handelt sich um den Art. 29 des Reichskonkordats, dessen Bestimmungen zum Teil auf Bemühungen des „Polenbundes in Deutschland" hin in das Konkordat aufgenommen wurden. Der Wortlaut des Artikels 29 lautet:

„Die innerhalb des Deutschen Reiches wohnhaften katholischen Angehörigen einer nichtdeutschen völkischen Minderheit werden bezüglich der Berücksichtigung ihrer Muttersprache im Gottesdienst, Religionsunterricht und kirchlichen Vereinswesen nicht weniger günstig gestellt werden, als der rechtlichen und tatsächlichen Lage der Angehörigen deutscher Abstammung und Sprache innerhalb des Gebietes des entsprechenden fremden Staates entspricht."

Mit Befriedigung stellt der „Dziennik Berlinski" fest: Die deutsche Reichsregierung hat die Richtung unserer Forderungen anerkannt und diese rechtlich festgelegt. Der Artikel 29 gewinnt noch besonders dadurch an Bedeutung, daß der Heilige Stuhl in einem Zusatz erklärt, bei künftigen konkordären Abmachungen mit anderen Ländern auf die Aufnahme einer gleichwertigen, die Rechte der deutschen Minderheiten schützenden Bestimmung Bedacht nehmen zu wollen.

„Deutschland und Polen"

Aus Anlaß des bevorstehenden Internationalen Historikerkongresses in Warschau haben sich unter der Führung Albert Brackmanns deutsche Geschichtsforscher zusammengeschlossen und eine Reihe von Beiträgen zu den geschichtlichen Beziehungen beider Länder in einem Bande vereinigt. Von der Tatsache ausgehend, daß die beiden Völker seit über tausend Jahren in engster Raumgemeinschaft und kulturellen Beziehungen gestanden haben, unternimmt das Buch, das unter dem Titel „Deutschland und Polen" bei R. Oldenbourg in München erscheint und von dem auch eine französische und englische Ausgabe veröffentlicht wird, den Versuch, die historische Betrachtung in andere Bahnen zu lenken, als sie in den letzten Jahren vielfach beschritten wurden.

Brand in der Zoppoter Waldoper

Sonntag abend entstand bei der letzten diesjährigen Aufführung der Zoppoter Waldoper ein Brand. Der erste Akt des „Tannhäuser" von Richard Wagner war unter Leitung von Carl Tutein erfolgreich zu Ende gegangen. Nach einer größeren Pause öffnete sich die Laubwand, die in der Waldoper als Vorhang dient, zum zweiten Akt. Der Einzug der Gäste zum „Sängerfest auf der Wartburg" war vorüber, und es begann bereits der Sängerwettstreit, als plötzlich der Ruf ertönte: „Es brennt!" Gleich darauf sah man, daß die Laubwand in Flammen stand. Das Feuer griff in dem trockenen Laub mit ungeheurer Geschwindigkeit um sich, so daß für kurze Zeit ernste Gefahr für die gesamte Einrichtung der Waldopernbühne bestand. Der abendliche Himmel war von den Flammen erhellt.

Bühnenarbeiter rissen das vom Feuer noch nicht ergriffene Laub herab und löten mit Aexten das Holz von der Laubwand. Nach kurzer Zeit erschien auch die Feuerwehr, die den Brand in wenigen Minuten löschen konnte.

Nach einer Unterbrechung von etwa 15 Minuten konnte die Aufführung ihren Fortgang nehmen. Es ist glücklicherweise kein größerer Schaden entstanden, so daß die Aufführung des „Tannhäuser" ohne jede Störung erfolgreich beendet werden konnte. Dem Intendanten Hermann Merz ist es zu danken, daß die Ruhe bewahrt werden konnte und unter den etwa 6500 Besuchern der Waldoper keine Panik entstanden ist.

Das Urteil eines Schweizers

Ein schweizerischer Pfarrer äußert sich im Berner „Bund" in einem Artikel über seine Eindrücke von einer kürzlichen Erkundungsfahrt im „Dritten Reich". In einem Artikel heißt es u. a., daß die Umwälzung in Deutschland eine Wendezeit von kirchengeschichtlicher Bedeutung darstellt. Ferner schildert er, wie gerade in den letzten Monaten das Christentum in Deutschland einen kolossalen Aufschwung erfahren haben soll. „Der Absatz an Bibeln wächst". So konnte die Stuttgarter Bibelgesellschaft im letzten Geschäftsjahr 100 000 Bibeln mehr absetzen als im Vorjahr, d. h. 700 000 gegen 600 000. Das Straßenbild ist gesäubert worden. Das Freidenkertum, so heißt es weiter in dem Artikel, ist unterdrückt; das zentrale Freidenkerhaus in Berlin ist Mittelpunkt der Beratung für solche geworden, die wieder in die Kirche eintreten wollen. Seit 1918 waren etwa 2 Millionen Menschen aus der evangelischen Kirche ausgetreten, zumeist Arbeiter, da ihre Partei und ihre Gewerkschaften gegen Kirche und Christentum Sturm liefen. Sie kehren jetzt in Scharen wieder zurück. Auch in Erziehungsanstalten gewinnt man den Eindruck, daß die Disziplin wieder besser ist. Das ist auch begreiflich, denn heute ist wieder der Soldat das Ideal des deutschen Bürgers, nicht mehr der klassenbewußte Proletarier, und nicht mehr der Individualist, der sich in keine Ordnung finden kann. Als eines der größten Wunder bezeichnet es aber der Schweizer Beobachter, daß gerade die Lehrer wieder kirchenfreundlich geworden wären, die früher in großer Mehrheit eine betont kirchenfeindliche Haltung eingenommen hätten.

Einiges Deutschtum in USA.

In Chicago wurde eine deutsche Führerkundgebung abgehalten, auf der der Zusammenschluß aller deutschen Vereine und Verbände zum „Bunde der Freunde des neuen Deutschland" beschlossen wurde. Ebenso wurde dort eine deutsche Zeitung gegründet. Zur Abwehr der Lügenpropaganda wurde beschlossen, eine Fünf-Millionen-Dollarspende aufzubringen.

Die Kirche in Mexiko

Eine Engländerin, die soeben aus Vera Cruz zurückgekehrt ist, berichtet im „Universe" aufschlußreich über den Stand der Kirchenverfolgung in Mexiko. Als sie in einer Stadt in die Kirche gehen wollte, verwies man sie an eine schismatische Kirche, die früher Eigentum der Katholiken gewesen war. Erst nachdem man in ihr eine überzeugte Katholikin erkannt hatte, gewannen die katholischen Kreise Vertrauen in sie. Man nahm sie am anderen Abend um 8 Uhr in eine Privatwohnung mit, wo zwischen zwei Betten auf einem Nachttischchen notdürftig ein Altärchen errichtet war, auf dem sich das Allerheiligste befand. Vorsichtig gab man zu verstehen, daß sie sich die hl. Kommunion selbst geben müsse. Als sie sich weigerte, teilte eine andere Dame das Brot des Lebens aus. Sie berichtete, daß trotz aller Verfolgungen das kirchliche Leben weiter blühe. „Noch nie wurde unser Glaube so gestärkt wie jetzt. Früher gingen die Männer nur selten in die Kirche, heute, wo es gefährlich ist, sind sie regelmäßig im Gottesdienst." Die Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen und nur ein kleines Nachtlicht ersetzte das Ewige Licht. Im ganzen Raum sah man außer der Einrichtung nur ein Marienbild von der immerwährenden Hilfe. Bei einem plötzlichen Ueberfall konnte also nichts die Anwesenheit des Allerheiligsten verraten. „Wir haben dieses Kapellchen erst seit einigen Wochen", erzählte man. „Früher konnten wir nie zum Tisch des Herrn gehen, aber jetzt haben wir Dispens erhalten und dürfen unter Beachtung der kirchlichen Zeremonien die hl. Kommunion austeilen. Es gibt jetzt 40 geheime Kapellen, wo die hl. Messe zu den ungewöhnlichsten Zeiten gelesen wird. Lassen Sie Ihre Landsleute recht viel für Mexiko beten, damit

unsere Kirchen bald wieder für den Gottesdienst geöffnet werden", schloß die Gastgeberin ihre Mitteilungen.

„Erwachte Völker"

Der irische Ministerpräsident de Valera hielt in York eine Heerschau über die irische Nationalarmee ab. Der Staatschef betonte, daß keine Macht der Welt Irland wieder zum Vasallen Englands machen werde. Irlands Platz sei heute auf der Seite der erwachten Völker Deutschland und Italien.

Amerikanischer Arbeitsfriede proklamiert

Präsident Roosevelt hat seine Absicht, einen Arbeitsfrieden zu proklamieren, rasch in die Tat umgesetzt. Er hat einen Rat von sieben Mitgliedern ernannt, dessen Aufgabe es ist, die Durchführung des Arbeitsfriedens zu überwachen. In dem im Zusammenhang damit veröffentlichten Aufruf werden Unternehmer und Arbeiter aufgefordert, Streiks, Aussperrungen und ähnliche soziale Kampfmaßnahmen während der Dauer des Arbeitsfriedens zu unterlassen.

Deutsche Totengedenkfeier auf einem Kriegerfriedhof in Flandern

Zu einer würdigen und eindrucksvollen Totengedenkfeier hatten sich am Sonntag die in Belgien lebenden Deutschen auf dem Kriegerfriedhof Zoonebecke in Flandern versammelt. Der evangelische Pfarrer Christiansen aus Antwerpen und der katholische Seelsorger Menge-Bonn sprachen in zu Herzen gehenden Worten zu den Versammelten. Sie gedachten der Toten, deren Opfer nicht vergeblich gewesen sei und des starken Willens zum Aufbau des neuen Deutschland, der alle hier Anwesenden erfülle. Nach den Ansprachen trug der deutsche Gesangverein Brüssel ein Lied vor, worauf die feierliche Niederlegung der Kranzspenden der Kolonien erfolgte. Nacheinander traten der deutsche Gesandte, der Generalkonsul von Antwerpen, der Konsul von Lüttich, der Führer der NSDAP. Belgiens, die Vorsitzenden der deutschen Vereine ans Ehrenmal. Die Versammelten sangen gemeinsam zum Schluß der Feier „Ich hatt' einen Kameraden". Um das harmonische Gelingen der Feier machte sich der Vorsitzende des DHV. in Brüssel, Ehlert, verdient.

Weltflieger Post — ein Sudetendeutscher

Aus Gablonz wird geschrieben, daß der Weltflieger Willy Post einer sudetendeutschen Familie entstammt. Die Meldung lautet:

Der Großvater des Weltfliegers Post war im österreichischen Staatsdienst Gefangenenaufseher in Prag. Seinen Söhnen, die alle in Prag geboren wurden, ließ er eine gute Erziehung angedeihen, so daß sie es alle zu angesehenen Stellungen brachten. Der eine Sohn war Architekt in Prag, ein zweiter Oberstleutnant, der dritte Sohn, Adolf Post, war Regierungsrat in der Prager Staatsbahndirektion. Nur einer der zahlreichen Söhne des Post, Max, hatte sich dem Gewerbe gewidmet. Er wurde Gärtner und wanderte vor einigen Jahren nach Kalifornien aus. Sein Sohn ist der Weltflieger Willy Post, dessen Name vor einigen Tagen in aller Mund war. Bei Gablonz lebt ein Verwandter des Weltfliegers. Es ist dies der Oberlehrer i. R. Ernst Post in Ober-Marxdorf.

Aus Stadt und Land

Spenden für die Rußlandhilfe

Der großen Hilfsaktion, die der Ausschuß „Brüder in Not" in Deutschland begonnen hat, steht auch die deutsche Bevölkerung in Polen nicht fern. Davon zeugt der erfreuliche Widerhall, den die Bitte des Landesverbandes für Innere Mission für die von ihm durchgeführte Rußlandhilfe in den letzten Wochen erfahren hat. Tag für Tag kommen die großen und kleinen Gaben herein von einzelnen Spendern, die in besonders rührender Form ihrem Gefühl Ausdruck geben, von Vereinen und Kirchengemeinden, die einen gemeinsamen Betrag übersenden. Alle diese Spenden werden mit freudigem Dank entgegengenommen und finden die Verwendung, die die Geber für sie erhoffen. Möchten nur noch mehr Hände und Herzen aufgetan werden, damit der großen Not nicht nur zu einem kleinen Bruchteil, sondern endlich einmal wirksam gesteuert werde. Das Postscheckkonto des Landesverbandes für Innere Mission, auf das diese Gaben der Liebe eingezahlt werden können, trägt die Nummer Poznań 208 390.

Für die auch jetzt im Sommer noch weiterlaufende Wolhynienhilfe ist dem Landesverband für Innere Mission ebenfalls eine große Gabe zugegangen, und zwar wieder in Form vieler Kleidungs- und Wäschestücke, die in einer einzigen Gemeinde, in Schlehen bei Posen, für die wolhynischen Volksgenossen gesammelt worden sind. Die Spende war so reichhaltig, daß zwei deutsche Kolonien in Wolhynien eine stattliche Sendung erhalten konnten.

Ein Brigidauer Notschrei aus dem Jahre 1798

Mitgeteilt von Dr. Fritz Seefeldt-Dornfeld.

Euer Majestät

Endes unterzeichnete, schon vor 16 Jahren in Ostgalizien eingewanderte, im Dorf Brigidau Drohobitscher Herrschaft, Samborer Kreisses ansässige, in 121 Familien bestehende deutsche Gemeinde leidet seit ihrer Entstehung solches Elend, daß Uns, nachdem Wir durch öfters widerholtes Bitten und Flehen bei den hierländigen Stellen keine Abhilfe erlangen können, nichts mehr übrig bleibet — als unßer wehmütig dringendes Anliegen gerade vor Eurer Majestät Gnadenthron zu bringen.

Weit entfernt, hiermit etwas anderes — als die reineste Wahrheit zu benützen, oder etwan Jemanden zu nahe zu tretten, müßen wir Uns zur Erzählung unßerer bedauernswerthen Geschichte umständlich einlassen, Indem wir

a) schon im Jahr 784 insgesamt zu gedachten ganz neu aufgerichteten Dorf Brigidau angesiedelt worden sind, wobei aber gleich anfangs aus Unvorsichtigkeit des damaligen Kammeral Oekonomie Direktors und jetzigen Domainen Administrazions Beißizers Fischers das Dorf an einem unschicksamen Ende unserer sehr weitläufigen und noch dazu sehr geizigen Grundstücken auf einem der besten Aecker angelegt und unßere Wohnungen samt Stall und Schäunen um theures Geld höchst schlecht erbauet wurden.

Dieses Haubtgebrechen hat noch ein jeder, welcher unßre Lage beaugenscheiniget, bestättigen müssen.

b) Bereits in den Jahren 787 und 788 war der Herr Gubernialrath Erte mit dem Raitoffizier Norß bei Uns auf Kommißion, welche damals schon unßre Mühseligkeit, und Unmöglichkeit: daß wir bei dem Bestand der gar schlechten Grundstücke nie als Steuerfähige Unterthanen werden fort kommen können, verdienet haben.

Unßre Substanz beträgt

c) 22½ Korez Acker, Wiesen und Huttwaide, die im Jahr nach den Durchschnitt nicht mehr — als nach Abschlag des Saamens 15 Korez Korn gar wenig Gerste und Haber und etwan gegen 25 Korez Erdäpfel abwerfen, dieses aber läßt sich nur von einem außerordentlich guten Wirt, der noch einige Gulden Geld vermachen, ein paar Stück Rindvieh mehr halten und also seine dörre Äcker düngen kann, erwarten.

Für dieses zum Lebensunterhalt nicht einmal auslangende Einkommen müßen wir des Jahres 10—14 fl. Rx. Grundzins zahlen, und immer so viel Zug und Fußroboth leisten, als es unßre vorgesetzten Wirtschaftsbeamten beliebet, ohne daß man Uns in Absicht auf unsere Schuldigkeit mit einem Kontrakt versehen oder mit Uns nur ordentliche Abrechnung gepflogen hätte. So gar mußten sich der Schulz, die zween geschworene und 6 Gemeindeausschußmänner gefallen lassen, zwei Tage hindurch in Eisen öffentliche Arbeit zu verrichten, weil Wir die Uns andiktirte Grundzinsschuldigkeit aus Armuth nicht entrichten konnten.

Unßre Häuser und Schäunen zerfallen bald alle, weil selbige schlecht angelegt worden sind, und wir hieran wegen Härte unseres Elends nichts verbessern können.

Wir haben während unserm Aufenthalt zu Brigidau

d) öftermalen bei unserer Vorgesetzten Wirtschafts Direkzion, beim Kreisamt, Landes Gubernio und endlich beim Praesidio um billige Unterstützung gebetten, konnten aber erst vor ungefähr 2 Jahren eine lokal Kommißion in der Person des Domainen Administrazions Beißizers Setti erwircken. Diesem können wir allerdings zutrauen, daß derselbe unsern Jammer in Wahrheit geschildert und bei seiner Behörde für Uns um Rettung eingeschritten haben möge.

Allein! auch dadurch haben wir

e) nach abermaligen Winseln und Flehen nicht mehr als eine Gubernial Vorbescheidung vom 27 ten März d. J. erzielet, nach welcher unsern gegründeten Beschwerden ehemöglichst abgeholfen und Uns die thunlichste Erleichterung verschaffet werden würde, sobald die Gubernial Kommißion in Lubaczow beendiget seyn werde, wohin ein Theil aus unserer Gemeind übersiedelt werden sollte; bis dahin wir uns zu gedulden und die noch restirende Grundzinße wenigstens zur Hälfte zu erlegen hätten.

Da wir also bisher mit lediglicher Vertröstung verhalten, die unseren Jammer und Kummer um die nothwendigen Nahrungsmittel um nichts verringert, und es Uns höchst schwer wird, nur etwas an den gefordert werdenden Grundzins abzutragen;

So finden wir Uns nothgedrungen, Euer Majestät hiermit fußfälligst als arme Unterthanen um gnädigste Verfügung anzuflehen: daß unser betrübtes Schicksal ehebaldigst verbessert, und Uns bis zu vollkommener Abrechnung des Grundzinses halber keine Plage mehr angethan werden solle. —

Lemberg, d. 30 ten August 798.

Im Namen der ganzen Gemeind des Dorfes Brigidau.

Conrad Jethonn, schulz.
Georg Albrecht, geschw.
Valentin Madeis.
Jakob Jethonn.

Das Gesuch findet eine vorläufige Erledigung in der Sitzung der Hofkammer vom 5 ten Oktober 798:

„Hofkammer remittirt die Beschwerde der Brigidauer deutschen Ansiedlungsgemeinde, womit ihnen bis zur erfolgten vollkommenen Abrechnung keine Plage mehr verursacht werden möchte."

Diese Anordnung wird mit Zahl 24 756 am 7. Oktober 1798 erledigt.

Der Chef der Ansiedlungsadministration hat dann Brigidau selbst besichtigt und berichtet an das Landesgubernium unter Nr. 11 588/8273 Caale vom 16. 12. 1802, daß die Not wirklich groß sei und auf 3 Ursachen beruhe.

1. Brigidau habe eine zu geringe Dotierung (d. h. der einzelne Wirt sei mit zu wenig Feld ausgestattet), dazu fehle es an Wiesen und es sei keine Hutweide angelegt.
2. Die Kolonisten seien mit zu hohen Grundzinsen belegt, die sie nicht aufbringen könnten.
3. Die Schulden der einzelnen Wirte seien unerträglich hoch, da ihnen von der Ansiedlung her zu viel an Rückzahlungen (für Leistungen des Staates an die Ansiedler) zur Last geschrieben seien.

Der Berichterstatter nimmt dann zum Schluß zu einem Plan Stellung, der schon lange die Behörden beschäftigt. Er empfiehlt, 21 Familien von Brigidau nach Zawadow umzusiedeln, für welche dort Platz sei. Der dadurch frei werdende Brigidauer Grund soll unter die Zurückbleibenden verteilt werden, um ihre Lage zu verbessern.

Für Sommerfrischler zur Beachtung! Aus Kamień-Dobosza, Post Jamna, erhalten wir die Nachricht, daß Herr Rudolf Göhring Besitzer einer Sommervilla ist und uns ersucht, unsere Leser auf diese aufmerksam zu machen. In dem Brief heißt es: „Wir haben hier in Kamień-Dobosza ad Jamna eine Villa (Pensionat) mit 14 Zimmern, sind Deutsche und rechnen durch eine Bekanntgabe in deutschen Zeitungen, deutsche Gäste herzubekommen. Unser Pensionat ist sehr schön inmitten eines Fichtenwaldes, auf einem Südhange, sehr sonnig und in der Nähe des Pruthes gelegen. Wir geben erstklassige Verpflegung zu sehr mäßigem Preise. Sehr günstige Bahnverbindung. Bei der Rückreise erhält jeder Gast 70% Bahnermäßigung."

Die Schriftleitung.

Achtung — Abiturienten!

Absolventen von Mittelschulen, die eine der in Lemberg bestehenden Hochschulen besuchen möchten, wird folgendes mitgeteilt: Lemberg besitzt 4 Hochschulen: Eine Universität, eine Technische Hochschule, eine Tierärztliche Hochschule und eine Hochschule für Welthandel.

Die Universität ist mit ihren 5 Fakultäten vollständig. An der medizinischen Fakultät besteht neuerdings auch eine pharmazeutische Abteilung. Aufnahmegesuche mit den entsprechenden Zeugnissen sind vom 1.—9. September einzureichen. Außerdem findet vom 1.—8. September eine alle neu eintretenden Studenten verpflichtende ärztliche Untersuchung statt.

Die Technische Hochschule besitzt 6 Abteilungen. Der Termin für Aufnahmegesuche läuft vom 19. bis 30. September. Die ärztliche Untersuchung findet vom 18.—22. September statt.

An der Tierärztlichen Hochschule findet die ärztliche Untersuchung am 9. September statt. Eine Aufnahmeprüfung wird gefordert. Diese findet am 20. und 21. September statt. Die Gebühren betragen im ersten Jahre 350 zł (einschließlich Einschreibegebühr) und werden in jedem folgenden Jahre bedeutend ermäßigt. Das Studium dauert nahezu 5 Jahre. Die Einschreibungen an der Hochschule für Welthandel finden vom 1.—5. Oktober statt. Erforderlich ist das Reifezeugnis einer allgemeinbildenden Mittelschule. Das Studium dauert 3 Jahre. Außerdem besteht an dieser Hochschule ein einjähriger sog. Abiturientenkursus (Handelshochschulkursus).

Nähere Aufnahmebedingungen sind aus dem „Regulamin wpisów" ersichtlich, den die einzelnen Hochschulen oder der „Verein deutscher Hochschüler Lemberg" Lwów, Senatorska 6, gegen Rückporto und 10 Groschen Unkostengebühr gern einsendet. Auch auf besondere Fragen erteilt der Verein gern Rat.

Annaberg. Der ständige Regen hatte der Jugendgruppe in Annaberg viel Freude verdorben und fast sämtliche Veranstaltungen, die anläßlich des Weilens des Wanderlehrers des V. d. K. abgehalten wurden, mußten im Gemeindehause stattfinden. Eine ganz besondere Freude, die ebenfalls der Regen verdorben hatte, war das geplante Jugendtreffen in Lubsza, an welchem die wanderfrohen Annaberger infolge der schlechten Witterung nicht teilnehmen konnten. Erst zwei Wochen später war das für die hiesige sang- und wanderlustige Gruppe holder geworden und ermöglichte es, daß einige Wald- und Volksfeste veranstaltet werden konnten. Besondere Hervorhebung verdient das Waldfest, welches am 3. Juli 1933 am Abend auf dem Lisaberge bei Mondenschein gegeben wurde. Stimmungsvolle Lieder, Reigen und Kanons, hallten von den benachbarten Bergen als Echo feierlich zurück und ließen in den Teilnehmern ein märchenhaftes Gefühl aufkommen, das ihnen noch lange im Gedächtnisse verbleiben wird. Hier war man sich des Einflusses, den eine stille Mondesnacht mit den unzähligen Sternen auf den Menschen ausübt, bewußt. Obwohl man eine Reihe Lieder heiteren Inhaltes kannte, ist es keinem eingefallen, sie in diesen feierlichen Stunden zu singen. Leise und erbaut trat die Jugendgruppe den Heimweg an.

Felizienthal. Besonders dankbar wird die Arbeit auf völkischem Gebiete in den Karpathensiedlungen aufgenommen. Durch 24 Tage hindurch wurde die Jugend von Felizienthal in dem geräumigen Deutschen Hause versammelt, Pfingstlieder eingeprobt und an einzelnen Abenden folgende Vorträge gehalten: „Das Deutschtum in Polen, Der junge Mensch in der Gemeinschaft, Geist und Zucht in der Jugendgruppe, Die deutsche Minderheit in Polen." Manchem Zuhörer war es recht wunderlich, daß die 1¼ Millionen Deutsche in Polen so sehr zerstreut sind und so hart zu kämpfen haben um ihre Rechte in muttersprachlicher und kultureller Hinsicht. — Zu dem Pfingstfeste wurden besondere Chöre eingeprobt. Das Arbeiten mit dem Chor ließ manche Schwierigkeit überwinden und der Erfolg war zufriedenstellend. An zwei Abenden werden größere Versammlungen gehalten. In der einen ist ein Volksliedersingen und in der zweiten wird der Vortrag: „Der neue Mensch" gehalten. Wie ein Alpdruck lasteten auf der Gemeinde die Frühlingsarbeiten, die wegen des allzustarken Regens nicht verrichtet werden konnten und die Menschen in trübe Tage der Zukunft blicken ließen. Mit der Jugend wird an zwei Nachmittagen in die Berge gegangen. Die eine Fahrt führt uns auf den Berg Hostolow. Auf dem Bergrücken sind deutlich die Schrapnelltrichter und Schützengräben aus dem Weltkriege zu erkennen. Die tiefen Wunden des Krieges sind in der Erde noch nicht vernarbt. Die in der Nähe stehenden Bäume sind von den Geschossen ganz zerfetzt, jetzt abgetrocknet und die grauen Äste und zersplitterten Baumstämme ragen gegen den Himmel. Ein notdürftig errichteter Zaun verrät den Kriegerfriedhof! An der Sonnenseite des Berges ruht die Jugend im zarten Grün und ihr wird ein Vortrag gehalten über „Deutsche Jugend in Not". Die darauf gesungenen Lieder hatten unwillkürlich die Teilnehmer ernst und feierlich gestimmt. Das Scheiden von diesem Orte erfolgte von manchen ungern, man hatte einen stillen Nachmittag verlebt.

Besonders ergreifend ist für den Fremden, eine Gebetstunde in der Kirche zu Felizienthal erleben zu dürfen. Der Kirchenälteste liest den Gläubigen Gebete vor, spricht das Vaterunser und die Gläubigen sprechen im kräftigen Chor mit. Heimische Vorsänger stimmen die beim Volke beliebten Lieder an. Auf diese Weise wird Aushilfe geschaffen, wenn an Sonntagen der Kirchendienst nicht vom Pfarrherrn geleitet werden kann. Erfreulich für die Gemeinde war es daher, als am Pfingstfeste ein gewandter Prediger der ganzen Gemeinde eine deutsche Predigt hielt. Dicht gefüllt war diesmal das Gotteshaus, die Gläubigen feierten diesmal das Fest des Hl. Geistes. Jugendchöre gestalteten die gottesdienstlichen Handlungen feierlicher. Der Nachmittag des Pfingsttages führte die Jugend auf eine naheliegende Wiese. Der Wind ist aber diesmal zu kalt und an ein Lagern kann nicht gedacht werden. Wanderungen in der umliegenden Forst beanspruchen die restlichen Stunden.

Die Zeit des Aufenthaltes war nun kurz. Zwischen dem Führer und der Jugend waren innige Fäden der Freundschaft gezogen worden. Der Abschiedsabend versammelte nochmals alle im Deutschen Hause, diesmal jeder Tisch geschmückt mit Blumenvasen, sollte unsere Verbundenheit bekunden. Das einsetzende Abendsingen läßt bald alle Abschiedsstimmung vergessen und hilft, den Abend zu einem heiteren auszubauen. Die Stunden vergehen rasch. Das Händel'sche Lied „Gebet" beschließt den Abend. Um Mitternacht wird zur Abfahrt gerüstet. Erstaunlicherweise fand sich diesmal die Jugendgruppe ein und gab uns das Geleit bis Annaberg. In dieser Sternennacht wird im Kreise Aufstellung genommen und ein stilles Abendgebet gesprochen. Das einsetzende Lied, „Gott, laß Dein Heil uns schauen, auf nichts Vergängliches trauen, nicht Eitelkeit uns freun! Laß uns einfältig werden und vor Dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein," bildete den Abschied.

Heimat und Volkstum

Das Volksleben der Deutschen in Kleinpolen ist neuerlich zum Gegenstand weiterer Forschungen und Untersuchungen geworden. In der Folge 10 vom Juni 1933, Jahrgang 9, der ausgezeichneten Zeitschrift „Schaffen und Schauen" Viktor Kauders in Katowice, die zugleich ein Mitteilungsblatt für Kunst und Bildungspflege in der Wojewodschaft Schlesien ist, finden wir eine Reihe von Aufsätzen, die den heutigen sowohl als den einstigen Verhältnissen in dem ehemaligen Galizien (jetzt Kleinpolen) gewidmet ist. In erster Linie die Aufsätze von Alfred Karasek-Langer, des bestbekannten Verfassers der beiden Bücher: Sagen der Beskidendeutschen und der Deutschen in Galizien. Karasek-Langer richtet sein Augenmerk auf Sitten und Bräuche, die bis nun von der Forschung nicht erfaßt waren, desgleichen die Ausführungen Dr. Ludwig Schneiders und Professor J. Rollauers. Karasek-Langer ist mit folgenden Arbeiten vertreten: Volksglauben in den deutschen Sprachinseln Galiziens, Neue Sagen aus der Sandetzer Sprachinsel in Westgalizien, Kleinere Beiträge zur Spruchdichtung der Deutschen in Galizien, Deutsche Kinderspiele aus Falkenberg im Bezirk Dobromil, Mittelgalizien, Zur Flurnamenforschung in den deutschen Sprachinseln Galiziens, Burschenbünde und -rechte in den Pfälzersiedlungen Galiziens. Ein deutsch-böhmisches Weihnachtsspiel aus Flehberg in Ostgalizien. Dr. Ludwig Schneider behandelt die Frage der „Zipser Kulturträger" und Professor J. Rollauer die „Sprichwörter der deutschen Siedler Kleinpolens".

Bücherschau

Um wertvollen literarischen Nachwuchs zu erzielen, gibt der „Bund unbekannter Schriftsteller" allen jenen, die sich zur schriftstellerischen Betätigung hingezogen fühlen Gelegenheit, durch kostenlose Besprechung der eingesandten Arbeiten, die Leistungen zu schulen. Talenten wird zur Verlegung guter, druckreifer Werke — ohne jede Vermittlungsgebühr — verholfen. Interessenten wollen sich an den „Bund unbekannter Schriftsteller", Wien IV, Schönburgstraße 31, wenden.

Rätselauflösungen

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Saba, 4. Alpar, 7. Halb, 10. Oran, 11. Udet, 12. Nora, 14. Nisch, 15. Gene, 17. Grau, 18. Alter, 19. Emir, 20. Puma, 22. Koran, 24. Ober, 27. Isar, 28. Irade, 29. Nero, 30. Eibe, 31. Weit, 32. Aare, 33. Siena, 34. Etat.

Senkrecht: 1. Sang, 2. Bora, 3. Araukarie, 4. Anna, 5. Pastorale, 6. Ruhr, 7. Hegemonie, 8. Atem, 9. Bier, 13. Orkus, 16. Niger, 20. Pisa, 21. Meer, 22. Kies, 23. Newa, 25. Bett, 26. Rost.

Geographisches Zahlenrätsel.

1. Allgaeu, 2. Mexiko, 3. Schweden, 4. Turin, 5. Etsch, 6. Rußland, 7. Donau, 8. Ardennen, 9. Muenchen. — Amsterdam.

Trennungsrätsel.

Schonzeit — schon Zeit.

Scharade.

Mohrenwäsche.

Wer den Schaden hat...!

Heiserkeit — Heiterkeit.

Gleichklang.

Reif.

Gegensätze.

Sünde — Süden.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

8. bis 10. 8. 1933 priv. Kurs 6.55

2. Getreidepreise am 10. 8. 1933: **p. 100 kg**

	Loco Verladestat.	Loco Lwów
Weizen v. Gut ..	28.00—28.50	29.50—30.00
Weizen Samldg. .	27.00—27.50	27.50—28.00
Roggen einheitl. .	18.00—18.25	20.00—20.50
Roggen Samldg. .	17.50—17.75	19.50—19.75
Mahlgerste	12.00—12.50	13.25—13.75
Hafer v. Gut ...	11.00—11.50	11.50—12.00
Roggenkleie	6.50— 6.75	6.75— 7.00
Weizenkleie	8.25— 8.50	9.00— —

3. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf:

3. 8. bis 10. 8. 1933: Butter Block 2.90 zł, Kleinpackg. 3.10 zł, Sahne 24% 1.— zł, Milch 0.18 zł, Eier Schock 3.50 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Im Wald und auf der Heiden

Krieg gegen Mücken

Mehr als 2000 Quadratkilometer umfaßt die Campagna di Roma, das Gelände rings um die italienische Hauptstadt. Dort wie an vielen anderen Stellen nimmt Italien in jedem Frühjahr, da es von den Mittelmeerländern am empfindlichsten unter dem „Sumpffieber" zu leiden hat, unter einem Massenaufgebot von Menschen stets wieder von neuem den Kampf gegen die Larven der Malariamücken auf.

In diesen Kampf gegen die Mücken hat man die gesamte italienische Jugend hineingestellt. Im ganzen weiten Gebiete der Campagna werden von der kolonnenweise ausstreifenden Jugend auch die unscheinbarsten Wasserlachen mit Erde dicht verdeckt. Wasserlachen, die sich aus irgendeinem Grunde nicht zuschütten lassen, werden gründlich mit Petroleum behandelt. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß Petroleum die Larven der Malariamücken am schnellsten und sichersten abtötet.

Man hält diese offenen Lachen unter einer ständigen Kontrolle. In kurzen Zwischenräumen werden sie immer wieder von neuem mit Petroleum entseucht. Nebenher geht eine gründliche Bearbeitung der Kanalstrecken, zu der die Knaben freilich nur als Mithelfer herangezogen werden können. In der Hauptsache handelt es sich nämlich um Ausbaggerungsarbeiten, durch die ein „Stehenbleiben" des Wassers soweit wie möglich verhindert und den Larven die Weiterentwickelung unmöglich gemacht werden soll. Auf Dutzenden von Kähnen werden beträchtliche Mengen Giftstoffe herangefahren und man streut dann das Gift ins Wasser. Für diesen Zweck hat sich vor allem das Pariser Grün bewährt, das außerordentlich giftig ist. Italien verbraucht bei dieser großen Vernichtungsaktion alljährlich ungezählte Zentner.

Mit in die Vernichtung einbezogen wird regelmäßig auch die Ausrottung jeglichen Unkrautes, das man ebenfalls als einen Bundesgenossen der Malariagefahr erkannt hat. In neuerer Zeit ist man außerdem dazu übergegangen, überall dort, wo menschliche Wohnstätten sich in zu großer Nähe von stehenden Gewässern befinden, ziemlich nahe bei den stehenden Gewässern Viehställe zu errichten. Da in diesem Falle die Malaria stets in erster Linie das Vieh aufsucht und den Menschen fast so gut wie verschont, wird auf diese Weise eine sehr wesentliche Beschränkung der Ansteckungsgefahr erreicht.

In früheren Zeiten war die Stadt Rom, eben wegen der völligen Durchseuchung der Campagna, gezwungen, die täglichen Milchmengen bis zu 600 Kilometer weit, zum Teil aus der Lombardei, zu holen. Heute bestehen schon nicht mehr die geringsten Bedenken, die Milch aus der Campagna zu beziehen, wo, ungefähr 40 Kilometer von Rom entfernt, vorbildliche Meiereien entstanden sind.

Dieses und manches andere Zeichen dürfen als ein Beweis gelten, daß Italien tatsächlich auf dem Wege ist, den jahrhundertealten Kampf gegen die Malariamücken zu gewinnen, ein Sieg, der wie eine ungeheure Erlösung empfunden wird, denn bis ins 19. Jahrhundert hinein war der Kampf kaum mehr als ein fortwährendes Durchprobieren von Mitteln und Mittelchen. Wie maßlos verzweifelt dieser Kampf lange, lange gewesen ist, beweist zur Genüge, daß vor der Epidemie sogar Heere weichen und die Belagerung Roms aufgeben mußten. H. Th.

Mäusemarsch in schnurgerader Richtung

Es ist ein Eigentümliches um den Wandertrieb der nordischen Lemmlinge, einer kleinen Wühlmäuseart, die von Zeit zu Zeit aus noch völlig ungeklärten Gründen auf die Wanderschaft geht. Dieser Wandertrieb wird um so geheimnisvoller, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Lemmlinge alles Erdenkliche aufbieten, um unter allen Umständen die schnurgerade Marschrichtung einzuhalten. Treffen sie auf ihrem Wege etwa ein Stapel Heu, dann fressen sie durch das Heu eine kerzengerade Bahn, Menschen, die ihnen in den Weg kommen, schlüpfen sie, wenn irgendmöglich, durch die Beine, nur um nicht von der eingeschlagenen geraden Route abzukommen. Selbst wenn sich ihnen unüberwindliche Hindernisse, wie etwa eine Mauer, ein Haus und dergleichen, in den Weg stellen, versuchen sie zunächst alles, mit dem Hemmnis fertig zu werden. Müssen sie schließlich aber doch das Unmögliche ihres Beginnens einsehen, dann gehen sie um das Haus herum, setzen aber auf der Rückseite des Hauses ihren Weg wieder in einer Linie fort, welche genau in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter verläuft.

Warum färbt sich das Laub?

Die große Wandlung, die sich im Herbst an Bäumen und Sträuchern vollzieht, hängt damit zusammen, daß die Pflanzen mit dem beginnenden Herbst die während der Sommermonate angesammelten Nährstoffe nach und nach zurückziehen. Die bisher in den Blättern aufgespeicherten Nährstoffe wandern in die holzigen Teile zurück, ja, sie wandern vielfach sogar in die Wurzeln hinab. Dort verbleiben sie, bis im Frühjahr die winterliche Strenge wieder weicht. An dieser Wanderung, die alljährlich mit dem herannahenden Herbst vor sich geht, ist auch das Chlorophyll, der eigentliche Pflanzenfarbstoff, beteiligt, der den Pflanzen das saftige Grün verleiht.

Wie werden die Briketts geformt?

Bis in die neuere Zeit hinein war das Formen der Briketts eine reichlich mühselige Arbeit. In den Torfmooren wurden, meistens von Frauen, die Torfbriketts mit Hilfe von schneeschuhähnlichen, an den Füßen befestigten Vorrichtungen ausgestochen.

Diese Arbeitsform, die auch mancherlei gesundheitliche Nachteile im Gefolge hatte, ist neuerdings durch die Maschine ersetzt worden. Man baut zu diesem Zweck jetzt besondere Raupenschlepper, die „hundertfüßig" ausgerüstet sind und infolge ihres Eigengewichtes aus der Torfmasse die Briketts herauspressen und zugleich glatt schneiden. Um diese Arbeit bewerkstelligen zu können, sind an den Bohlen vierhundert Stahlmesser befestigt.

Die mit 48-PS-Dieselmotoren ausgerüsteten Maschinen gestatten ein ungemein schnelles Arbeiten.

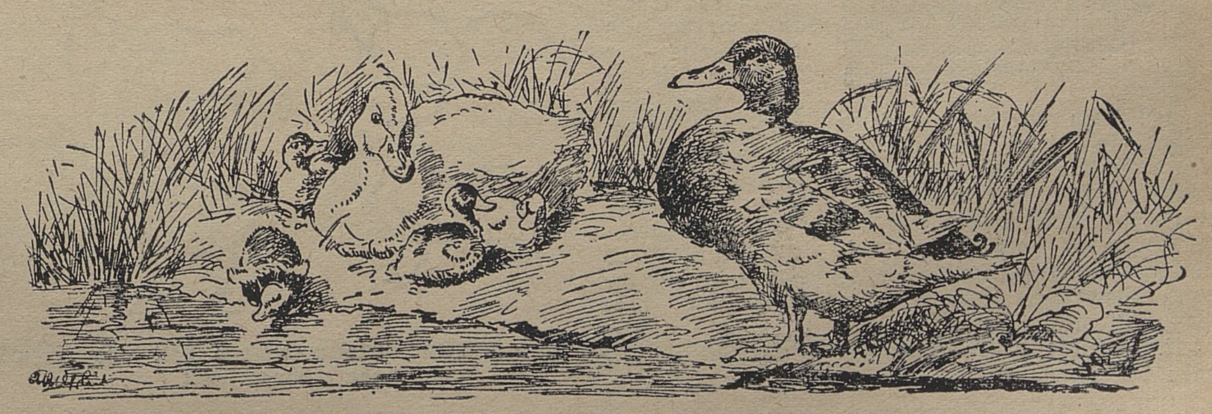
Gibt es wetterempfindliche Tiere?

Einem aufmerksamen Spaziergänger in Gottes schöner Natur wird es nicht entgangen sein, daß es neben dem gewöhnlichen Gesang des Buchfinken auch noch einen rollenden Zusatz gibt, der sich etwa wie „rrrritschpingping" anhört. Diesem Zusatz hat man die Bezeichnung „Regenruf" gegeben. Allerdings kaum mit voller Berechtigung. Jedenfalls aber nicht in dem Sinne, daß dem „Regenruf" eine wetterprophetische Bedeutung zukommt. Man kann mit dem Ruf schon deshalb wetterprophetisch nichts anfangen, weil der Buchfink erst dann den Regenruf ertönen läßt, wenn das Regenwetter bereits eingesetzt hat.

Hingegen soll dem Mistkäfer eine gewisse Zuverlässigkeit auf wetterprophetischem Gebiete zuzuschreiben sein. Lange Beobachtungen scheinen dafür zu sprechen, daß sich der Mistkäfer nur dann seiner Flügel bedient, wenn regenfreie und meist sonnige Witterung in Aussicht steht. Sieht man am Abend noch den Mistkäfer fliegen, dann kann man sich beinahe hundertprozentig darauf verlassen, daß der kommende Tag eine gute Witterung bringen wird.

Der grösste Wasserfall

Der Niagarafall wird vielfach noch als der größte Wasserfall der Erde angesehen. Das ist jedoch ein Irrtum. Der Niagarafall reicht nicht einmal an die Viktoriafälle (an die aus fast doppelter Höhe herabfallenden Wassermengen des Zambesi) heran. Doch noch gewaltiger als die Viktoriafälle ist der Wasserfall von Britisch-Guyana im nordöstlichen Teile Südamerikas, der vom Rio Portaro gebildet wird. An Höhe stellt dieser Wasserfall etwa das Fünffache desjenigen seines nordamerikanischen „Rivalen" dar. Allerdings ist bei ihm keine besondere Romantik vorhanden, da die Riffe und Inseln, die den eigentlichen Effekt machen, fehlen.



FÜR DIE JUGEND

Alles ist in Bewegung, sogar die Erdkruste

Für die moderne Wissenschaft gibt es keinen Zweifel mehr, daß die Behauptung von der starren Erdkruste ins Reich der Fabel zu verweisen ist. Auch hier herrscht, wie sich immer deutlicher hat beweisen lassen, ständige Bewegung. Während sich Teile von Mitteldeutschland und auch von Skandinavien mehr und mehr heben, sinken die äußersten Gebietsstreifen von Nordfrankreich, Holland und Flandern allmählich immer mehr zum Meer herab. An der Ruhr hat man Bodenverschiebungen bis zu 7 Zentimeter im Verlaufe von 10 Jahren feststellen können. Am bedeutendsten und auffälligsten sind die Bodenbewegungen in Kalifornien. Hier gehen die Bewegungen so rasch vor sich, daß sich im Verlaufe eines einzigen Jahres Verschiebungen im Umfange von 5—40 (!) Zentimetern ergeben.

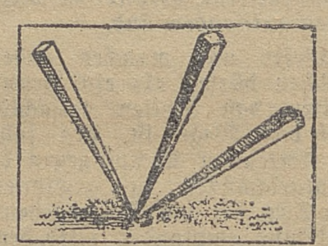
Ein uralter Schädel

Ein Fund von allergrößtem wissenschaftlichen Werte glückte im Bette des Arunflusses in Sussex. Man entdeckte dort einen Schädel, dessen Geschichte von Sachverständigen in die jüngere Steinzeit verlegt wird. Sein Alter ist also mit rund einhunderttausend Jahren anzunehmen. Der Schädel lag in über 100 Zentimeter Tiefe unter der Tonbodenoberfläche. Als Absonderlichkeit weist dieser prähistorische Schädel eine ziemlich weite Oeffnung an der rechten Seite auf. Es besteht die starke Vermutung, daß das Loch durch einen gewaltsamen Zugriff herbeigeführt worden ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist jener Steinzeitmensch von einem Gegner erschlagen worden.

Ein Spiel mit Keilen

Genau wie der Meißel oder das Eisenteil der Art ist auch der Keil eine schiefe Ebene, eine bewegliche schiefe Ebene. Des Keils bedient man sich jedoch nicht nur als Trennungsmittels (wie beispielsweise beim Spalten von Holz), der Keil leistet zugleich auch gute Dienste als Hebemittel z. B. beim Eintreiben von Keilen unter das gesenkte Gebälk eines Hauses) und auch als Befestigungsmittel.

Mit dem Keil läßt sich auch ein interessantes und unterhaltsames Spiel ausführen. Man verwendet dazu am zweckmäßigsten drei recht widerstandsfähige Keile, also Keile aus hartem Holz. Einer der Keile wird mit einem kräftigen Wurf in die Erde getrieben, und zwar soll der Keil — wie es der mittlere Keil unserer Abbildung zeigt, — möglichst etwas schief im Boden stecken.



Nun geht es darum, durch geschicktes Zuwerfen der beiden anderen Keile den ersten Keil wieder aus der Erde zu heben, das heißt, der Keil muß so an seiner in der Erde steckenden Spitze getroffen werden, daß er emporgehoben wird. Das hört sich zwar sehr leicht an, ist es aber gar nicht einmal, denn es gehört nicht nur ein gutes Augenmaß dazu, sondern auch viel Geschicklichkeit, um den Keil an der richtigen Stelle zu treffen.

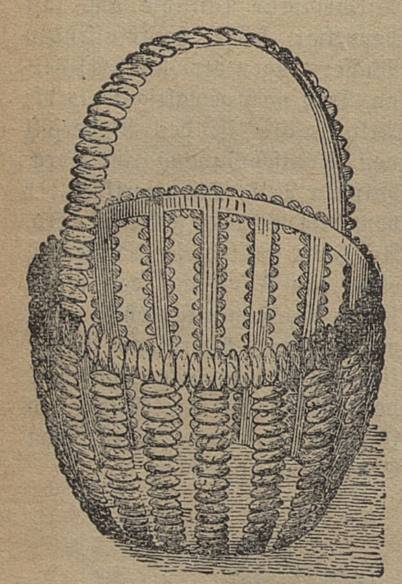
Wer sich näher mit diesem Spiel befaßt, wird auch bald merken, daß der Keil — bei gleichem Kraftaufwand — um so tiefer in den Boden hineingetrieben wird, je spitzer die Keilform zuläuft. Umgekehrt läßt sich sagen, daß ein besonders spitzer Keil, um in die gleiche Bodentiefe getrieben zu werden, nicht so viel Kraft beansprucht wie ein stumpfer Keil.

Die Giftpfeile der Indianer

Man weiß, daß den ersten Ansiedlern in Amerika die Wilden entsetzlich zugesetzt haben. Wurde ein Kolonist von einem heimtückisch abgeschossenen Giftpfeil getroffen, dann war er unrettbar verloren. Die Haut brauchte nur unscheinbar geritzt zu werden, um meist innerhalb ganz kurzer Zeit die tödliche Wirkung auszulösen. Das grausamste dieser Gifte wird Curare benannt. Die geringste Menge dieser aus Pflanzensäften hergestellten Giftart genügt, um eine völlige Körperstarre eintreten zu lassen. Der Getroffene behält aber das volle Bewußtsein bei und muß nun die furchtbarsten Qualen und Peinigungen über sich ergehen lassen. Trotz der im allgemeinen schnellen Wirkung des Giftes ist es bisweilen vorgekommen, daß die Opfer diese Qual mehrere Tage lang ertragen mußten. Auf jeden Fall jedoch wirkt das Gift immer tödlich. Die außergewöhnliche Gefährlichkeit solcher Pfeile wird am deutlichsten durch die Tatsache bewiesen, daß selbst Pfeile dieser Art, die in europäischen Museen aufbewahrt wurden, tödliche Vergiftungen hervorriefen, wenn jemand durch Unvorsichtigkeit oder durch einen anderen unglücklichen Umstand zu nahe mit den Giftpfeilen in Berührung kam. Man sieht also, daß das Curare-Gift noch auf lange Zeit hinaus seine verhängnisvolle Wirkung behält.

Ein Reis-Körbchen

Die Herstellung dieses niedlichen Körbchens kann auch selbst einer wenig geübten Hand kaum Schwierigkeiten bereiten. Man



braucht dazu nur ein Stückchen Pappe, ein kleines Quantum besten Reis und etwas dickflüssigen Gummi. Für den Boden des Körbchens schneidet man aus der Pappe in der Form eines Zweimarkstückes zwei gleiche Teile aus; dann nimmt man einen Streifen Pappe 18 Zent. lang und 8 Zent. breit, schneidet diesen nach Angabe der Zeichnung gitterartig aus (die einzelnen Stäbchen in ¾ Zent. Breite); einen der Seitenstäbe schneidet man ab, um den dann übergreifenden oberen, ebenfalls ¾ Zent. breiten Streifen, der nun den Rand des Körbchens bildet, mit dem anderen Ende zu verbinden. Die unteren Enden der einzelnen Gitterstäbe wer-einander auf den Bodenrand vermittels Gummi befestigt, und die Klebfläche mit dem zweiten Boden bedeckt. Der Bügel des Körbchens hat ebenfalls die Breite der Stäbchen, ist 13 Zent. lang und wird mit seinen beiden Enden am Rande aufgeklebt. Das so hergestellte Papierkörbchen wird nun auf der Außenseite mit dickflüssigem Gummi bestrichen und dann so gleichmäßig als möglich genau wie auf unserer Abbildung ersichtlich, ein Reiskorn nach dem andern auf die Streifen aufgeklebt. Man kann auch die Reiskörner färben und verschiedene gefärbte abwechseln lassen.

Wir zeigen heute, wie man einen Esel und einen Hahn zeichnen lernt

Wußtest Du schon?

Die Farbe des Meerwassers kann sehr verschieden sein; im allgemeinen dürfte sie grüner werden, je weiter man nach Norden kommt. Weiter südlich wird sie blauer. Die Farbe ergibt sich nach der Art der mikroskopischen Pflanzen und Tiere im Wasser, die einen wesentlichen Teil der Nahrung der Fische bilden. Im übrigen wird die Farbe auch dadurch beeinflußt, wie schnell die gelben und roten Sonnenstrahlen vom Wasser absorbiert werden.

*

Borneo ist die größte der ostindischen Inseln und die drittgrößte Insel der Welt. Nur Grönland und Neu-Guinea sind größer. Im ganzen gibt es auf der Insel aber nur 200 Kilometer Eisenbahnen.

*

Farbenblindheit ist meist erblich und kommt bei Knaben viel häufiger vor als bei Mädchen. Im allgemeinen ist aber zu beobachten, daß Menschen, die farbenblind sind, wie zur Entschädigung über den Durchschnitt begabt sind.

*

Karl der Kleine

*Roman von **Wolfgang Marken***

Bisheriger Inhalt

Unter den falschen Namen „Alfredo Colleani“ und „Elmar Britten“ halten sich zwei Berliner Jungens, Karl v. Große genannt „Karl der Kleine“ und Thomas Krott, auf dem Besitztum der mehrfachen Millionärin Fräulein v. Collenhouge, die sie von Berlin her kennen, in Montevideo (Uruguay) auf. Dort weilt auch Fräulein Grit, Tochter des New-Yorker Bankiers Haterton, deren Bekanntschaft die beiden jugendlichen Ausreißer auf der Ueberfahrt nach Südamerika gemacht haben. In Montevideo zieht „Karl der Kleine“ bald das allgemeine Interesse auf sich. Er nimmt siegreich an einem öffentlichen Fußballspiel teil, verlobt sich mit Fräulein Dolores, Tochter des uruguayischen Innenministers Guerra, wird ebenso wie Thomas Offizier in der Armee von Uruguay. Im Schloßgarten lernt er den Gärtner Santos und dessen angebliche Nichte Angelica kennen, die auf Befehl der Schloßherrin, des Fräulein v. Collenhouge, ins Kloster gehen soll, um eine Schuld ihrer ihr unbekannt gebliebenen Mutter zu sühnen. Sie sträubt sich jedoch. Karl verspricht ihr zu helfen. Bei dieser Gelegenheit erfährt er von Santos, daß Fräulein v. C. die Mutter von Angelica ist. Es kommt deswegen zu einem völligen Bruch zwischen Karl und Fräulein v. Collenhouge. Die beiden Freunde und Grit ziehen nun in ein Hotel, Santos und Angelica werden in einer Villa versteckt. Die Verlobung Karls mit Dolores wird aufgehoben, dafür heiratet er Angelica, damit diese dadurch für immer der Sorge enthoben wird, ins Kloster zu müssen. Während dieser Vorgänge sind im Kriegsministeriumm die Grenzverteidigungspläne gegen Argentinien gestohlen worden. Der Verdacht lenkt sich auf Karl. Er wird verhaftet und in das Militärgefängnis geschafft. Infolgedessen kann er auch nicht an dem Meisterschafts-Fußballkampf Uruguay—Argentinien teilnehmen. Dem Publikum wird vorgelogen, der Meisterspieler „Colleani“ sei plötzlich erkrankt. Die Enttäuschung der Zuschauer benutzt Thomas, um ihnen mitzuteilen, welchen Schurkenstreich man gegen seinen Freund in Szene gesetzt hat. Die Menge rast vor Wut und erreicht, daß Karl auf dem Spielfelde erscheint, um den Sieg für die urnguayische Mannschaft zu sichern. Als bekannt wird, daß gegen Alfredo Colleani durch Mitglieder der Regierung tatsächlich eine Schurkerei bezüglich des angeblichen Verrats begangen worden ist, bricht in Montevideo eine Revolution aus, an deren Schluß Karl zum Generalbevollmächtigten der provisorischen Militärregierung gewählt wird.

(13. Fortsetzung.)

„Du wirst sie leiten, es ist ja im Grunde genommen nicht anders, als eine Versammlung im Gartenbauverein. Da redet man von den kleinsten Dingen, hier von größeren, aber vielleicht nicht einmal so wichtigen wie im Gartenbauverein.“

„Tom . . . ich bitte dich! Wie kannst du über so ernste Dinge scherzen?“

* * *

Die Sitzung der provisorischen Regierung nimmt ihren Anfang.

Colleani hat sie eröffnet.

„Kameraden!“ beginnt er. „In acht Tagen wird Uruguay den neuen Präsidenten wählen und seine Minister ernennen. Das Parlament wird in wenigen Wochen neu gewählt. Ich habe es kraft meiner Vollmacht als Generalbevollmächtigter der Regierung von Uruguay aufgelöst!“

Händeklatschen.

„Revolutionen — so sagt man in anderen Ländern — sind in Südamerika billig. Das Wort ist bitter und trifft auch viele Male zu. Oft war es ein ehrgeiziger General, der sich eine Machtposition schaffen wollte, um sie zu egoistischen Zwecken auszunützen, selten war die Revolution vom Geiste beseelt, dem Volke zu helfen. Es ist mir eine aufrichtige Freude, feststellen zu können, daß die Männer, die diesen Umsturz rasch und unblutig vollzogen, nach dem Herzen des Volkes gehandelt haben, daß ihre glühende Liebe zum Vaterlande sie trieb, eine korrupte Regierung zu beseitigen.“

Spontan erhebt sich die Versammlung.

Hauptmann Pinthos ruft begeistert: „Dank, Alfredo Colleani, für diese Worte, die uns die schönste Entlastung sind!“

Karl steht wie betäubt in dem Strom der Begeisterung, der ihn umbraust.

Was ist das nur? denkt er. Ich spreche bloß selbstverständliche Dinge aus, und man jubelt mir zu?

„Kameraden,“ fährt er weiter fort. „Ich bin jung wie Sie alle! Die Jugend hat die Kraft, die Jugend kennt noch das heilige Feuer der Begeisterung, die Jugend besitzt noch ein Herz . . . und das alles sollen Sie haben, sollen Sie sich erhalten. Nur eines bitte ich Sie vielmals: Verbannen Sie den Ehrgeiz, der so oft der Schrittmacher der Jugend ist, und den Egoismus aus ihren Herzen. Alles dem Vaterlande, nein . . . sprechen wir klarer . . . alles dem Volke dieses schönen und reichen Landes!“

Wieder rast die Begeisterung.

„Was ist Ehrgeiz? Ein Feuer, das unsere Seelen ausbrennt, und das uns im Alter einmal zum Schämen bringt . . . so fühle ich's. Was ist es gegen das wunderbare Gefühl, wenn Sie Ihrem Volke gegenüberstehen und in seinen Augen einen Abglanz des Glücks und der Zufriedenheit sehen, die Sie gewillt sind, dem schaffenden Volke zu geben.“

Als Karl geendet, da kommen sie alle auf ihn zu und drücken ihm die Hand.

Dann schreitet man zur Wahl der provisorischen Regierung.

Karl wird einstimmig als Generalbevollmächtigter bestätigt, die einzelnen Ministerien werden provisorisch besetzt.

Karl spricht sich mit jedem einzelnen über die Fragen seines Ressorts aus. Eine generelle Entlassung des Beamtenstammes lehnt er ab. Da müsse von Fall zu Fall vorgegangen werden. Dann bittet er um Vorschläge für den Posten des Präsidenten, den das Volk wählen soll.

Karl will nicht kandidieren, aber begeistert zwingt die Versammlung ihn dazu. Er gibt den Widerstand auf. —

Zum Schluß spricht man noch über das Schicksal Guerras und zweier anderer Minister. General Argente ist es gelungen zu entfliehen. Dolores hat ihn begleitet.

Karl setzt es durch, daß Guerra des Landes verwiesen wird, gemeinsam mit einem der anderen Minister.

* * *

Karl kommt den ganzen Tag nicht zur Ruhe.

Alle halben Stunden geht er zu Angelica, die ihn immer mit einem glücklichen Lächeln begrüßt. Sie spricht nur wenig. Es macht ihr zu große Mühe. Der Verfall schreitet unaufhaltsam vorwärts.

Die Mutter ist stets bei ihr.

Wenn Karl eintritt, senkt sie den Kopf.

Der Ernst der Tage hat auch einen anderen Menschen ergriffen: Grit Haterton. Selbstlos tut sie ihre Pflicht in Liebe für die Kranke.

Grenzenlose Verehrung für Karl erfüllt sie.

Sie hat von mancher glanzvollen Karriere gehört, aber dieser Aufstieg hat etwas Gigantisches an sich.

* * *

Der große Bankier Haterton liest von den Ereignissen in Uruguay, liest, daß durch das Eingreifen Alfredo Colleanis, der Generalbevollmächtigter der Regierung geworden ist, eine Währungskatastrophe, überhaupt Unruhe und Stockung im Geschäftsleben vermieden wurden.

Haterton erinnert sich des jungen Menschen, sieht das kühne, edelgeschnittene Jungmännergesicht vor sich.

Es gibt noch Karrieren! denkt er begeistert und ein wenig mit Neid und Bewunderung.

Alfredos Vater fällt ihm ein, der unbekannte Krösus von New York. Es treibt den Bankier, ihn aufzusuchen.

Haterton fährt mit dem Auto zu Colleani senior, der in einem kleinen, unscheinbaren Häuschen am Rande von New York wohnt.

Er klingelt an der Gartenpforte. Ein Neger kommt den Kiesweg entgegen und fragt höflich: „Massa wünschen?"

„Ich möchte Mister Colleani sprechen!"

„Mister Colleani nicht zu sprechen sein!"

„Ist er nicht da?"

„O yes . . . aber hat Tomy verboten, Gäste anzumelden!"

„So! Hier, Tomy, hast du meine Karte. Die gibst du deinem Herrn und sagst ihm, daß ich wegen seines Sohnes komme."

Der Schwarze spitzt die Ohren und wiegt den Kopf hin und her. Schließlich geht er mit der Karte ab.

Nach wenigen Augenblicken steht Haterton selbst vor Colleani.

„Good day, Mister Colleani!"

„Good day, Mister Haterton! Mein Tomy hat Sie abgewiesen! Das sollte er natürlich nicht, aber wer denkt, daß ein Haterton zu dem alten Colleani kommt?"

Der Bankier hat Muße, seinen Kollegen zu betrachten, und mit einem Male bekommt er einen anderen Eindruck. So sieht nicht ein schlechter, so sieht ein unglücklicher Mensch aus.

„Es ist ein besonderes Ereignis, Mister Colleani, das mich zu Ihnen führt! Haben Sie die Nachricht von Ihrem Sohne gelesen?"

„Ich habe keinen Sohn mehr! Schon jahrelang nicht mehr! Hat man ihn irgendwie und wo aufgehängt? Er war ja verdammt kitzlich unter den Armen!"

„Ihr Sohn? **Aber** was für ein Bild entwerfen Sie da, Mister Colleani!" sagt Haterton kopfschüttelnd. „Ich habe Ihren Sohn auf der Fahrt nach Pernambuco im Zeppelin kennengelernt."

„Meinen . . . Sohn? So nobel gibt er sich?"

„Er ist ein ganz charmanter junger Mann."

„Haterton!" poltert da Colleani los. „Wollen Sie mich zum Narren halten? Alfredo ist ein Schuft, ein Schurke . . . er war immer ein gewalttätiger, schlechter Patron . . . charmant . . . daß ich nicht lache! Wissen Sie, warum ich keinen Sohn mehr habe? . . . Hier . . . in der rechten Seite, da steckt noch die Kugel, die er mir meuchlings zugedacht hatte, um zu erben, mein . . . Sohn . . . gottlob, nicht mein eigen Fleisch und Blut, nur mein Stiefsohn!"

Haterton sitzt wie angewurzelt, er weiß nicht, was er sagen soll.

„Sie haben den alten Colleani aufgesucht, Haterton! Danke Ihnen! Die anderen machen einen großen Bogen um mich. Weil ich nicht mehr lachen kann . . . weil ich finster blicke . . . da . . . da muß ich schlecht sein, meinen sie, den „Wucherer von New York" nennt man mich. Hahaha! Meine Geschäfte haben noch nie das Licht der Sonne gescheut . . . ich habe aufgepaßt . . . aber ich brauche mich nicht zu verstecken! War ein armer Teufel, wie ich in dieses verfl . . . . Land kam . . . ja . . . ein armer Teufel. War Seemann einst . . . und da habe ich einmal unten in Südamerika . . . eine Frau lieb gehabt . . . sie war nicht schön . . . aber . . . ich hatte sie gern. Hab' nicht gewußt am Anfang, daß sie so reich war . . . und . . . da, eines Tages, da hat sie mir vorgehalten, daß ich ein armer Teufel sei, ein Wurm, der vor ihr im Staube kriechen müßte, und das hat mich zum reichen Manne gemacht! Lachen Sie . . . ja, Haterton, lachen Sie!"

Colleani machte eine Pause und holt tief Atem.

„Ich bin nach New York gekommen und habe gedarbt, habe gespart und bin vorwärts gekommen. Ich habe gelernt, mit dreißig Jahren habe ich gelernt, was andere mit zehn in der Schule lernten . . . und habe Stein auf Stein zusammengetragen. Und . . . jetzt . . . jetzt besitze ich zwanzig Millionen Pfund! Einmal, da habe ich gedacht: Wenn du reich bist, dann wirst du vor die Frau hintreten und sie verhöhnen. Aber . . . daran dachte ich schon nicht mehr, als ich die blutjunge Tänzerin heiratete. War eine schlechte Ehe. Sie brachte einen Knaben mit. Der wuchs heran, und fast hätte er mich weggeputzt, wenn mein Tomy nicht gewesen wäre. Und jetzt kommen Sie und erzählen mir von meinem Sohn. Was ist denn mit ihm?"

„Haben Sie die Vorfälle in Uruguay nicht verfolgt?"

„No! Was ist geschehen! Ich war zwei Tage krank!"

„Revolution! Eine neue Regierung ist gebildet!"

„Damned . . . ich habe drei Millionen Dollar Obligationen der Regierung von Uruguay in meinem Safe liegen, die ich von Charles Shersbourgh als Sicherheit nahm! Schlechte Sicherheit jetzt! Was ist aber mit meinem Sohne?"

„Er steht an der Spitze der Regierung!"

Colleani bringt vor Ueberraschung kein Wort heraus. Er schüttelt den Kopf.

„Mein Sohn? No . . . no . . . das glaube ich nicht! Dann ist der Mann nicht mein Sohn und trägt nur seinen Namen!"

„Was werden Sie tun?"

„Ich reise sofort nach Montevideo!"

„Um sechs Uhr geht der Zeppelin von Lakehurst ab. Benutzen Sie ihn."

„Ja! Dank für die Mitteilung, Mister Haterton . . . und vielen Dank, daß Sie mich besucht haben. Es

hat mir wohlgetan, einmal zu einem Menschen reden zu können."

Sie schieden voneinander als gute Freunde, und Colleani bestellte sich telephonisch einen Platz im Zeppelin nach Montevideo.

* * *

Der Senat tagte in Washington.

Der amerikanische Geschäftsträger in Montevideo hatte telegraphiert, daß alles ruhig sei und die gegenwärtige provisorische Regierung mit großer Tatkraft und Umsicht die Regierungsbildung durchführe.

Besonders Alfredo Colleani, der Generalbevollmächtigte, der erst seit einigen Tagen Staatsbürger von Uruguay geworden sei, habe sich als außerordentlich umsichtig erwiesen und genieße das volle Vertrauen der Bevölkerung, bei der er sich durch den fabelhaften Fußballsieg ungeheure Beliebtheit erworben habe.

Die Senatoren schüttelten den Kopf.

Das war noch nicht dagewesen.

Fußball macht Politik.

Immerhin, man empfand Hochachtung, denn der Mann hatte vermieden, daß die Wirtschaft des Landes erschüttert worden war.

Der Geschäftsträger bekam Anweisung, eine abwartende Haltung einzunehmen und sich freundschaftlich zu der neuen Regierung zu stellen, die anscheinend eine größere Gewähr für die Wohlfahrt des Landes und die gegenseitigen Handelsbeziehungen gab als die frühere.

* * *

An dem Tage, da Mr. Colleani mit dem Zeppelin nach Uruguay fährt, befindet sich der Zwanzigtausend-Tonnen-Dampfer der Südamerika-Linie, „Santa Barbara", etwa eintausend Seemeilen von Montevideo entfernt.

Unter den Passagieren ist der brave August Bolle.

Er hat es in Berlin nicht mehr ausgehalten, als ihm sein Schwiegersohn erzählte, daß Karl der Kleine höchstwahrscheinlich in Montevideo sitze. Da gab er keine Ruhe mehr, überwand Minnas tränenreichen Widerstand und nahm sich eine Schiffskarte nach Montevideo.

Jetzt steht er dauernd oben an Deck an der Reling und hält Ausschau, ob die Küste von Südamerika nicht bald auftaucht.

Der Kapitän hat ihm zwar schon ein Dutzendmal gesagt: Erst morgen abend! Aber es hat nichts genützt, August Bolle wartet heute schon auf Südamerika und verzappelt bald.

Er hat ja so tolle Sehnsucht nach dem Kleinen!

Revolution soll in Montevideo sein?

Erst ist Bolle sehr erschrocken, dann aber, als es heißt, daß schon wieder alles ruhig sei, atmete er wieder erleichtert auf.

Wenn nur dem Kleinen nichts passiert ist!

Jetzt will er ihn doch wieder zurückholen! Ein paar Monate Fremde, das muß doch genügen! So denkt der Großvater.

* * *

Karl hat als Generalbevollmächtigter den Engländer Kylerink, der in London eine der größten Banknotendruckereien der Welt besitzt und zuletzt mit Guerra Verhandlungen gepflogen hat, verhaften lassen, da der Verdacht bestand, daß er sich mit dem Minister in unlautere Geschäfte größeren Umfanges eingelassen hatte.

Blitzschnell wurde zugegriffen, ehe der Engländer mit dem Schiff den Hafen verlassen konnte.

Karl ließ ihn sich vorführen.

Der stolze Sohn Albions wurde erst sehr grob und drohte mit seinem Konsul.

Karl blieb ruhig und sagte: „Mister Kylerink, wir waren unhöflich, aber das ging nicht anders. Wir wissen, daß Sie mit dem ehemaligen Minister des Innern, Guerra, Verhandlungen gepflogen haben. Da das Finanzministerium unseres Landes bei Ihnen aber keinen Auftrag zu geben hatte, müssen wir annehmen, daß es sich um eine Spitzbüberei Guerras handelt. Und darüber sollen Sie mir Aufschluß geben."

Der Engländer lächelte spöttisch.

„Glauben Sie im Ernst, daß Sie mich zwingen können, Ihnen über die internen Besprechungen Auskunft zu geben?"

„Das glaube ich bestimmt, Mister Kylerink!"

„Und wenn ich die Aussage verweigere? Werden Sie versuchen, mich hier etwa dauernd einzusperren?"

„O nein, wir sind auf so anspruchsvolle Pensionäre nicht eingerichtet. Sie können morgen fahren, wenn Sie wollen, auch noch heute abend, der Dampfer hat auf meine Bitte hin die Abfahrt um einige Stunden verschoben. Verweigern Sie uns aber die Auskunft, dann werden wir die Regierungen aller Staaten benachrichtigen, daß die hochangesehene Firma Kylerink Geschäftsmethoden pflegt, die im krassen Widerspruch zu ihrem untadeligen Rufe stehen."

Das wirkte wie ein Guß kaltes Wasser.

Der Engländer wurde merklich höflicher, und nach drei Stunden wußte Karl die ganze Wahrheit.

Guerra hatte einen ganz großen Coup vor.

Er hatte bei der Banknotendruckerei Kylerink neue Banknoten bestellt mit der Begründung, daß die Oeffentlichkeit davon nichts erfahren dürfe. Sie sollten stillschweigend der Finanzwirtschaft zugeführt werden, angeblich, um größere Geldflüssigkeit zu erzielen.

Darum sei auch kein offizieller Beschluß des Parlaments und Ministerrates getroffen worden.

Mit diesen Banknoten war nun Kylerink in Montevideo eingetroffen. Er war persönlich gekommen, weil er selbst das Gefühl hatte, daß die Maßnahme Guerras nicht ganz sauber sein könne.

„Warum sagten Sie das nicht gleich, Mister Kylerink? Sie haben zwar nicht korrekt gehandelt, aber Sie sind vorsichtig gewesen. Ich rate Ihnen gut, wenn ich Ihnen empfehle, die bestellten Banknoten der neuen Regierung auszuliefern, die für unverzügliche Vernichtung Sorge tragen wird. Wir haben nicht die Absicht, durch inflatorische Maßnahmen unser Land vorübergehend zu stärken und dauernd zu schwächen."

„Und . . . wer bezahlt meine Rechnung?"

„Die kassieren Sie bei Guerra ein, der Ihnen den Auftrag gab. Seien Sie froh, daß man Sie nicht nach Jahren für den angerichteten Schaden verantwortlich macht. Wieviel tausend Pfund sind es?"

„Eine Million!"

„Die wären Ihnen sehr teuer zu stehen gekommen! Also, ich erhalte die Banknoten. Sie dürfen bei der Vernichtung dabei sein."

„Yes, Sir! Sie haben recht, es war eine unverantwortliche Dummheit von uns. Ich liefere die Banknoten aus. Wohin soll ich sie schaffen?"

„Wir wollen's uns bequem machen, Sir. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß die Banknoten an Bord Ihres Schiffes sind."

„Jawohl!"

„Ich gebe Ihnen einen Bevollmächtigten mit. Die Banknoten werden von ihm in Empfang genommen und der Staatsbank zugeführt, wo weiter über sie beschlossen werden wird. Wahrscheinlich fallen sie der Vernichtung anheim. Sollten sie aber einmal teilweise der Wirtschaft zugeführt werden, was aber kaum eintreten wird, dann werden Sie vom Staat entschädigt werden."

Karl gab Thomas dem Engländer zur Begleitung mit, und nach zwei Stunden befanden sich die drei Kisten Banknoten in der Staatsbank.

* * *

In der Nacht erfüllte sich Angelicas Schicksal.

Karl saß zusammen mit Donna Collenhouge am Lager der Sterbenden und hielt ihre Kinderhand. Er wußte, daß der Tod sie bald erlösen würde. Eine tiefe Ruhe war plötzlich über ihn gekommen.

Er, in seiner großen Jugend, fand eine heitere Miene in dem Erleben dieser ernsten Stunde.

Mit einem Lächeln um den schönen Mund sollte Angelica einschlafen. Ein großes Glück im Herzen mit hinübernehmen in die andere Welt. Dem jungen Menschen war es auf einmal zumute, als sei die Ewigkeit gar nicht so finster, so undurchdringlich, als sei sie wie eine milde Nacht, die sich dem Ende zuneigt und die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ahnen läßt.

Und mit einem Lächeln schlummerte Angelica früh um drei Uhr ein.

Thomas und Grit saßen wartend im Vorraume.

Sie fuhren zusammen, als Karl mit zuckendem Antlitz zu ihnen trat, und das Weinen der Mutter an ihr Ohr drang.

Da wußten sie, was geschehen war.

„Sie ist . . . eingeschlafen!" sprach Karl leise, und ein Schluchzen erschütterte ihn. Er kämpfte dagegen an, aber die Tränen flossen ihm die Wangen herunter.

Thomas und Grit stützten ihn.

Ganz still war's im Raume.

* * *

Kein Mensch in Montevideo hat gewußt, daß Alfredo Colleani verheiratet war.

Als Hauptmann Pinthos, der provisorische Kriegsminister, am frühen Morgen zu Karl kommt, da wundert er sich über die feierliche Stille im Hause.

Wundert sich über die ernsten Gesichter und fragt Karl ungestüm: „Mein Freund, was ist geschehen?"

„Der Tod ist bei uns eingekehrt. Meine . . . Frau ist in dieser Nacht gestorben!"

Pinthos steht wie erstarrt.

Dann umarmt er Karl und sagt bebend: „Oh . . . mein armer Freund! Und wir haben alle nicht gewußt, daß du verheiratet warst!"

„Nur . . . sechs Tage, Pinthos! Eine kurze Ehe!"

Der Hauptmann versteht ihn nicht.

Stumm schüttelt er ihm die Hand. „Wir werden alle mit dir trauern, Alfredo Colleani! Dein Schmerz ist unser Schmerz!"

Pinthos hält sich nicht lange im Trauerhause auf.

Nach einer Stunde weiß ganz Montevideo, welchen Verlust Alfredo Colleani erfahren hat, und tiefes Bedauern erfüllt alle.

Die fremden Gesandten sprechen Colleani, dem „kommenden Manne", ihre aufrichtige Teilnahme schriftlich aus. Eine Flut von Kränzen wird in die Villa gebracht. Unter ungezählten Blüten schläft Angelica, die selber einer Blume glich.

* * *

Thomas kommt am Nachmittag in Karls Arbeitszimmer und findet ihn in tiefes Nachdenken versunken.

Thomas ist erregt.

„Karl! . . . Ernest Colleani . . . dein . . . Vater, wie er behauptet, ist gekommen und will dich sprechen!"

Karl sieht den Freund mit bitterem Lächeln an, dann atmet er wie befreit auf.

„Auch das noch! Gut, gut . . . vielleicht ist es das Ende dieses seltsamen Abenteuers. Laß ihn herein."

Thomas geht, und nach wenigen Augenblicken tritt der alte Colleani ein.

Er bleibt einige Schritte vor Karl stehen und sieht ihn forschend an. Karl hält seinem prüfenden Blicke stand, offen begegnet er ihm.

Das Gesicht des alten Mannes entspannt sich zu einem seltsamen Lächeln.

„Guten Tag, Sennor Colleani!" grüßt der Alte.

„Guten Tag, Mister Colleani! Sie wissen ganz genau, daß ich nicht Ihr Sohn bin . . . Bitte, nehmen Sie Platz!"

Der alte Bankier setzt sich.

„Sir . . . da ist der alte Haterton zu mir gekommen und hat mir von meinem Sohne erzählt, daß er im Begriffe stehe, Präsident dieses vertrackten Staates zu werden. Das habe ich nicht geglaubt, denn ich kannte meinen Stiefsohn."

„Ihr Sohn ist . . . tot, Mister Colleani. So wurde mir gesagt, als ich seinen Paß erwarb. Bei einer Schlägerei soll er umgekommen und als Unbekannter auf einem Berliner Friedhof begraben worden sein."

„Tot! Das ist recht! Ja . . . ja, das ist gut, daß der Mann, der mich morden wollte, der schlecht war bis in den Grund der Seele, ein Ende fand. Aber wer sind Sie?"

„Ich bin Deutscher . . . mein Name ist Karl von Große! Sie haben ein Recht auf Aufklärung. Ich will Ihnen alles erzählen!"

Aufmerksam hört ihm der alte Mann zu. Nur einmal unterbricht er Karl erstaunt, als dieser sagt, daß er achtzehn Jahre alt sei. Das begreift der Alte nicht. Bewunderung glimmt in seinen Augen auf.

Karl erzählt zu Ende.

„So, nun wissen Sie alles! Sie können tun, was Sie für gut finden. Meine Zeit hier ist sowieso bald um. Ich denke nicht daran, hier eine politische Rolle zu spielen, in die mich ein Zufall, eine Laune des unbegreiflichen Schicksals gerissen hat."

„Das kann ich mir wohl vorstellen!"

„Sie verstehen mich in allem?"

„Und ob ich Sie verstehe, Mister Große! Ich war ja nie wirklich jung, und da fühlt man, daß es unbegreiflich schön sein muß, so jung zu sein. Was ich tue?" Ein Lächeln geht über die Züge des alten Mannes. Nichts Finsteres ist mehr in ihnen. Frei blickt das Auge.

„Ich . . . ich tue nichts! Bleiben Sie Alfredo Colleani, so lange Sie mögen! Ich fahre wieder heim, und erst wenn ich den Paß meines toten Stiefsohnes in den Händen habe, werde ich sprechen können. Solange sind Sie Alfredo Colleani, und ich decke Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

Handdruck-Baumspritze

Für die Bekämpfung der verschiedenen Pilz- und Bakterien-Krankheiten im Obstbau ist die Winterspritzung mit den bekannteen Spritzmitteln von entscheidender Bedeutung; denn im Winter kann mit stärkeren und daher wirksameren Lösungen gearbeitet werden. Mit Handspritzen kommt man nicht weit, weil die Arbeit mühsam und zeitraubend ist. Motorspritzen rentieren sich nur auf großen Flächen. Daher wird oft nach einem wirksamen Mittelweg gesucht werden. Er bietet sich in den handfahrbaren Handdruck-Baumspritzen besonders dann,



wenn in den Obstanlagen fahrbare Wege fehlen, wie sie für Motorspritzen erforderlich sind. Eine solche Hochdruck-Baumspritze, wie sie im Bild dargestellt ist, hat der Reichsverband des Deutschen Gartenbaues im vergangenen Jahre geprüft und nach guter Bewährung als brauchbar für den deutschen Gartenbau bezeichnet.

Das Fahrgestell der Spritze hat eine Tragfähigkeit von 5 Doppelzentnern. Der Flüssigkeitsbehälter besteht aus 1 Millimeter starkem Messingblech in Speziallegierung für Schwefelkalkbrühe und sonstige Flüssigkeiten. Aehnlich ist der nahtlos gezogene Windkessel gebaut. Die Pumpe ist im Behälter angeordnet und dadurch vor Beschädigungen weitgehend geschützt. Die Kolbenstange setzt ein Rührwerk in Bewegung. An einem Druckmesser kann der Betriebsdruck, der etwa 10 Atmosphären betragen soll, abgelesen werden. Als Schlauch findet ein karbolineumbeständiger Hochdruckschlauch von 5 Metern Länge Verwendung. Die Spritze wird in verschiedenen Größen hergestellt, die etwa 1 Zentner schwer sind. Bei der Prüfung in der Obstbauanstalt Oberzwehren wurde bei der 80-Liter-Spritze eine Füllung von 84 Litern in 34½ Minuten verspritzt, wobei der Betriebsdruck auf 8 bis 10 Atmosphären gehalten wurde. Auch bei niedrigerem Druck genügte die Verteilung den zu stellenden Ansprüchen. Gespritzt wurden Pyramiden bis zu 6 Metern Höhe.

Die deutsche Käse-Erzeugung

Die Käserei ist weit mehr als die Butterei an ganz bestimmte Gebiete gebunden, in denen sie schon seit altersher heimisch ist und auf Grund der natürlichen Verhältnisse betrieben wird. Wenn auch später ihre enge örtliche Begrenzung durchbrochen und sie auch dort mit Erfolg aufgenommen wurde, wo sie früher nicht in demselben Maße bekannt war, so treten doch in Deutschland immer noch als Hauptkäseerzeugungsgebiete das bayerische und württembergische Allgäu, Ost- und Westpreußen und der Niederrhein deutlich hervor. Der Bericht des Enquete-Ausschusses „Ueber die Lage der deutschen Milchwirtschaft", in dem Untersuchungen über die mengenmäßige Verteilung der Milch auf die einzelnen Verwertungsarten enthalten sind, gibt in einer größeren Uebersicht die Höhe des Frischmilchverbrauchs und der Verarbeitung der Milch in den Molkereien der unterschiedenen Bezirke an.

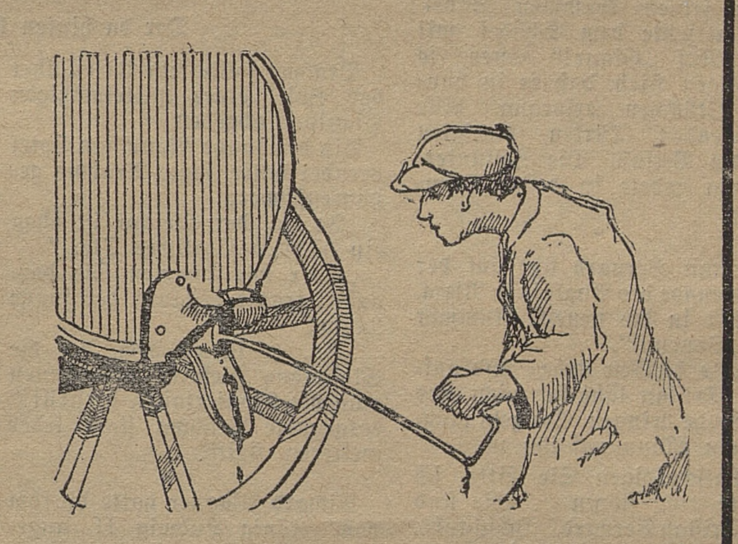
Es muß hierbei allerdings berücksichtigt werden, daß die angegebenen Prozentzahlen über die verkästen Milchmengen sich nur auf Vollmilch beziehen, daß also bei Herstellung von niedrigprozentigen Käsen (etwa 20proz. Weichkäsen), bei denen die Milch teilweise entrahmt und der Rahm zur Butterbereitung verwendet wird, Umrechnungen notwendig wurden, die eine einwandfreie Gegenüberstellung ohne Zweifel erschweren. Man findet, daß die Regierungsbezirke Gumbinnen mit 72,4 Prozent und Westpreußen mit 64,6 Prozent Verkäsung den anderen Gebieten weit voranstehen. Diese hohen Zahlen werden sonst lange nicht erreicht. Erst in großem Abstande folgen Schwaben mit 35,7, Königsberg mit 35,3, Donaukreis mit 23,9 und der Regierungsbezirk Oberfranken mit 22,1 Prozent. Für Bayern beträgt die Durchschnittszahl 25,6 Prozent. In den übrigen Gegenden ist der Anteil der verkästen Milch so gering, daß er nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Auch die Technik der Käseherstellung hat in den letzten Jahrzehnten mit der allgemeinen Fortentwicklung Schritt gehalten. So haben in den meisten Fällen die veralteten Einrichtungen neuzeitlichen Anlagen Platz machen müssen, und an die Stelle der alten, oft dunklen und verräucherten Hütten, in denen der Käsekessel über offenem Feuer am Galgen hing, sind helle, luftige Räume mit Dampf- und Warmwasserheizung getreten. Die Tätigkeit des Käsers dagegen hat sich nur wenig geändert. Nach wie vor hängt die Güte des Erzeugnisses von seinem Können, von seiner Geschicklichkeit und Erfahrung ab. Seine Kraft kann niemals durch Maschinen, und seien sie noch so zweckmäßig angelegt, ersetzt werden, denn immer wird die Käserei ein Handwerk bleiben, das seinen Meister erfordert.

D. G. H.

Jauchefaß-Kratze

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Jauchefässer am hinteren Bodenende zuerst zerfressen und leck werden. Das erklärt sich einfach daraus, daß von den festen Bestandteilen der Jauche sich vor dem Ausfluß immer ein Teil Bodensatz festgesetzt. Ist davon die Ausflußöffnung schon etwas verstopft, dann bleibt auch etwas Jauche im Faß zurück, die auf die Dauer jedes Faß angreift und schließlich durchfrißt. Um das zu vermeiden und die Lebensdauer der Fässer zu erhöhen, muß die Ausflußöffnung offengehalten und der sich davor ansammelnde Bodensatz entfernt werden. So leicht diese Notwendigkeit einzusehen ist, so ungern wird ihr entsprochen. Denn es ist unvermeidlich, daß am Stiel der Kratze bei der Arbeit Jauche herunterfließt und man sich



die Hände beschmutzt. Um dem abzuhelfen, hat Biermann-Streetz in den „Mitteilungen der DLG." empfohlen, sich das in der Abbildung veranschaulichte Gerät herzustellen. „Es wird aus dem unteren kräftigen verzinkten Bandeisenrand eines nicht mehr verwendungsfähigen größeren Zinkeimers hergestellt. Dadurch, daß die Handhabe nach oben und vorn gebogen ist, hat das Gerät eine gute Führung; ein Beschmutzen der Hand ist unmöglich, da die Jauche nicht hoch- und zurückfließen kann. Das Gerät wird zweckmäßig am Jauchewagen angebracht, damit es nicht verlorengehen kann und bequem zur Hand ist."

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Dichter und Denker

Ein bedeutender Wiener Arzt, Dr. Ludwig August Frankl, machte im Frühling 1856 eine Orientreise. In Athen überreichte man ihm einen antiken Schädel aus einem eben entdeckten Grab für das Pathologische Museum in Wien. Frankl verstaute den Schädel im Koffer zwischen seiner Wäsche.

Im Zollamt von Konstantinopel ließ der Beamte sich wider Erwarten selbst durch „Bakschisch" nicht abhalten, Frankls Gepäck zu durchwühlen. Als der Schädel zum Vorschein kam, schien der Türke tief erschrocken. Er blieb eine gute Weile sprachlos, rief dann alle Zollaufseher zusammen. Ihre Mienen zeigten Entsetzen und Zorn.

Sie wollten von Frankls Dolmetscher wissen, ob der Reisende den Träger des Schädels erschlagen habe. Frankls Entgegnung, die braune Farbe beweise, daß es sich um einen uralten Schädel handle, machte keinen Eindruck. Die Türken erwiderten, die Farbe beweise, daß der Erschlagene ein Mulatte war. Die Lage wurde immer ungemütlicher, bis der Dolmetscher die Türken endlich davon überzeugt hatte, daß es sich um einen Griechenschädel handelte.

Plötzlich zog der erste Zollaufseher seinen krummen Säbel und versetzte dem Schädel mit dem Ruf „Giaur!" einen so wuchtigen Hieb, daß er in hundert Stückchen zersprang. Alle anwesenden Türken bezeigten freudig Beifall. Die Zolluntersuchung endete in bester Stimmung.

*

Tristan Bernard sitzt auf der Promenade des Anglais in Nizza, vertieft in die neueste Nummer des „Journal".

Leute bleiben stehen und gaffen; Tristan läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Da geht plötzlich ein Mann auf ihn zu.

„Entschuldigen Sie bitte, ich wollte nicht stören... Sie sind doch Tristan Bernard? Ich glaube, wir haben uns schon irgendwo gesehen?"

„Sehr leicht möglich," erwidert Bernard, „ich komme öfters hin."

*

Bernard Shaw war eben von seiner ersten Frankreichreise nach London zurückgekehrt. Von allen Seiten wurde er mit Fragen bestürmt.

Ein Journalist, dem es — koste es was wolle — darum zu tun war, das allererste Interview über Bernard Shaws Reiseeindrücke zu bekommen, fragte den Dichter, was ihm eigentlich in Frankreich am meisten aufgefallen wäre.

„Mein Gott," erwiderte Shaw, „überrascht hat mich eigentlich nichts. Vielleicht nur die Lösung der Frage, warum die Franzosen so starke Kaffeetrinker sind."

? ? ? ?

„Ich habe nämlich ihren Tee gekostet."

*

Der Schlossermeister Quellpauke ist maßlos geizig. Neulich ist seiner kranken Frau vom Arzt Seeluft verordnet worden. Da hat Quellpauke ins Fenster einen Ventilator eingebaut und einen — Hering vor den Ventilator gehängt...

Der da hinten hat mir jeschubst!

Brahms sollte sein Urteil über das Spiel eines mittelmäßigen Pianisten abgeben.

Als der junge Mann sein Spiel beendet hatte, sagte Brahms gedankenschwer:

„Ja, ja, der Elefant ist schon ein höchst gefährliches Tier!"

„Aber wie kommen Sie darauf?" fragte erstaunt der junge Mann.

„Na, er ist es doch, der die Stoßzähne liefert, aus denen man die Klaviertasten herstellt!" entgegnete Brahms statt jeder weiteren Kritik.

*

Richard Wagner hatte die ihm vom König Ludwig II. angebotene Erhebung in den Adelstand abgelehnt. Januar 1900 brachten mehrere Blätter das Gerücht von der Nobilitierung seines Sohnes Siegfried. Als über diese Frage in engerem Kreise mit dem Prinzregenten Luitpold gesprochen wurde, sagte er: „Ich verleihe dem jungen Komponisten gern den Adel. Mir ist ‚Siegfried' von Wagner auch lieber als Siegfried Wagner."

*

„Warum malt eigentlich der Kirchenmaler alle Engel mit blondem Haar?"

„Wer weiß, vielleicht ist seine Frau dunkel."

*

„Was glotzen Sie denn so? Ist es vielleicht das erste Auto in Ihrem Leben, das Sie sehen?"

„Nein — aber es sieht ihm ähnlich!"

*

Kinderzimmer. Traulicher, gedämpfter Lampenschein. Tiefste Abgeschlossenheit von aller Hast und Unruhe der Welt.

Papa und der sechsjährige Bub schauen zu. Schauen zu, wie Mutti das Baby in Schlaf singt.

„Wenn ich Baby wäre," flüstert der sechsjährige Philosoph, „dann würd' ich so tun, als ob ich schon eingeschlafen wäre."

Da las ich während meiner Urlaubsreise an der Tür eines kleinen Bahnhofs auf der Lokalbahnstrecke folgende mit Kreide geschriebene Aufschrift:

„Bitte die Tür zumachen, da sie sonst offen bleibt!"

*

Die Feuerwehr einer kleinen Provinzstadt benötigte eine neue Spritze. Sie ließ Rundschreiben drucken und an die reichen Leute der Stadt schicken.

Die Rundschreiben lauteten:

„Euer Hochwohlgeboren! Wir bitten Sie dringend um eine Geldspende zur Anschaffung einer neuen Spritze, widrigenfalls wir ein Konzert veranstalten müßten."

*

Endlich faßte sich der schüchterne Herr Pfannkuch ein Herz und machte Fräulein Schmitz seinen Antrag telephonisch. Er läutete an und rief mit bebender Stimme:

„Hallo, Fräulein Schmitz?"

„Ja. Bin am Apparat!"

„Wollen Sie meine Frau werden, Fräulein Schmitz?"

„Gern. Und wer ist dort, bitte...?"

*

„Wie soll ich Sie nach Hause bringen, wenn Sie weder Ihren Namen noch Wohnung wissen?"

„Holen Sie — hupp! — 'n Adreßbuch, Herr Wachtmeester, un lesen Se mir die Namen vor. Wenn meiner kommt — hupp! — wer ick 'n Finger hochheben."

*

Der Lehrer gab Sprachunterricht.

Nannte einen Satz:

„Der Ochse und die Kuh ist auf der Weide. Welchen Fehler habe ich jetzt gemacht?"

Rief Edith:

„Die Dame muß stets zuerst genannt werden, Herr Lehrer."

*

Die Lehrerin liest aus der biblischen Geschichte vor:

„Der Vater des verlorenen Sohnes fiel auf sein Angesicht und weinte bitterlich... Warum weinte wohl der Vater?"

Paul: „Na, wenn er mit die Neese so auf's Pflaster knallt!"

*

Sohn (um 1900), der ein Automobil sieht: „Du, Papa, sieh mal, was ist denn das?"

Vater: „Ach, das ist eine verrückt gewordene Equipage!"

*

Kauflustiger: „Das kleine Haus, das Sie mir antragen, ist in einem skandalösen Zustand. Es ist so feucht, daß tatsächlich Moos auf dem Dache wächst."

Häuseragent: „Ist Moos nicht genug für Sie? Erwarten Sie zu dem Preise Orchideen?"

*

Mein Bräutigam schreibt küssen mit einem s — na, dafür schreibt er sein Vermögen mit 6 Nullen.

*

Lehrer: „Seppl, du hast sieben Aepfel und bekommst noch zwei dazu, was hast du dann?"

Seppl: „Kolik, Herr Lehrer."

*

Der Fisch, den Marie zu Mittag aufträgt, ist einfach ungenießbar. Er strömt einen höchst intensiven Lavendelgeruch aus.

„Marie," ruft die Gnädige, „was haben Sie mit dem Fisch gemacht?"

„Gar nix Besonderes!" verteidigt sich gekränkt die Donna, „ich hab' bloß die Schuppen mit dem Messer net recht heruntergekriegt und da hab' ich das Biest mit dem Schuppenwasser vom gnädigen Herrn eingerieben!"

*

„Gehst du denn nicht mehr mit Max?" — „Nein, der Mann ist ja zu unpünktlich! Wir waren gestern für acht Uhr verabredet, da kam er erst um neun — und ich habe fast eine Viertelstunde warten müssen!"



Kultur des Alltags

Irrtümlicherweise glaubt man immer noch in vielen Kreisen, Kultur sei eine Sache für Sonn- und Feiertage und für besonders vom Schicksal Bevorzugte. Wie weit ist diese Auffassung von ihrem wahren Sinn entfernt! Nicht im Erbauen von Kirchen und Schlössern, im Ausstellen von Gemälden und Bildwerken und im gesellschaftlichen Leben allein spiegelt sich die Kultur eines Volkes, sondern am allerstärksten spricht sie aus dem Alltagsleben des einzelnen Menschen. Seine Handlungen, seine Umgebung, seine Art zu sprechen, zu gehen, sich zu bewegen, sich zu zerstreuen, sich mit den Dingen auseinanderzusetzen oder gegebenenfalls sich über sie hinwegzusetzen, seine Beherrschung, seine Art einen Brief zu schreiben, zu schenken, ein Heim zu gestalten, die Gattin oder den Gatten, die Kinder und das Personal zu behandeln, seine Einstellung zur Arbeit, zum Vorgesetzten oder Brotgeber, seine Bücher und seine Freunde verraten ihn unwiderruflich. Kultur will die Schönheit des Lebens steigern. Freude zu geben und Freude zu nehmen ist ihr tiefster Sinn. Daher kennt sie keinen Haß und keinen Neid. Der Kultivierte ist zufrieden mit dem, was das Schicksal ihm geben und was er dazu schaffen konnte. Seine Welt ist voller Frieden. Er grübelt nicht darüber nach, warum es andern besser geht als ihm, sondern er versucht, „sich" zu gestalten und die eigene Persönlichkeit zu formen und in den Rahmen zu stellen, die zu ihr gehört. Dazu gehört kein Reichtum. In einer Bauernhüte kann tausendfältig wohltuendere Schönheit sein als in einem kostbaren Haushalt. So wie es im Innern empfunden wird, teilt es sich der Welt mit und wirkt still für sich. Nur durch seinen inneren Wert.

Wenn „Er" nach Hause kommt...

Die Frau, die tagsüber ihre großen und kleinen Pflichten im Hause erfüllt, ist in Gedanken, bewußt oder unbewußt, viel mit dem Augenblick beschäftigt, in dem „sein" Schlüssel draußen an der Tür zu klappern beginnt. Sie weiß, daß der erste stille Gruß, den sie wechseln, die kommenden Plauderstunden irgendwie vorausbestimmt, und daß ihre guten Vorsätze dabei manchmal durcheinanderpurzeln können. Denn ein Mann, der die ernsten Gedanken des Tages noch nicht ganz abgeschüttelt hat, wenn er das Zimmer betritt, muß behutsam empfangen werden. Er ist dann gewissermaßen noch nicht ganz „da". Und zu diesem Hinüberfinden in die Traulichkeit des Zuhause, muß ihm die Frau verstehend die Hand reichen.

Sie muß schweigen können und warten, bis er ihr innerlich wieder so nah ist, wie sie es sich wünscht. Und dazu kann die anheimelnde Gemütlichkeit um ihn her viel beitragen.

Wenn der Tisch geschmackvoll gedeckt ist, mit einem Blumenglase geschmückt, dann wird der Sinn des Hausherrn für das gewedt, was ihn an die vertrauten Dinge bindet. Er sieht, wie alles auf ihn wartet, und das erfüllt ihn mit wohliger Zufriedenheit. Das Essen steht nach wenigen Minuten dampfend vor ihm, seine Lieblingsspeise sieht ihn verlockend an, und die Freude seiner Frau, die in allem lebendig ist, in ihren Bewegungen, in ihren Worten, in ihren Augen weckt sein Gefühl der Dankbarkeit immer mehr.

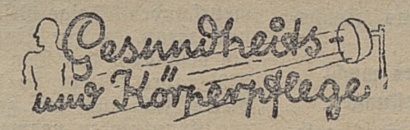
Er greift nach dem schmalen Kästchen, das, mit Zigaretten gefüllt, immer für ihn bereit steht, geht dann hinüber zu dem bunten Sessel, in den er sich so behaglich hineinschmiegen kann, und vertieft sich in die Abendzeitung, um zu wissen, was „draußen" geschieht. Wenn die Hausfrau mit dem Abräumen des Tisches fertig ist, setzt sie sich zu ihm und wartet, bis er für sie bereit ist. Und in die Rauchgebilde hinein, die er mit sorgliche Hand von ihr fernhält, beginnt er zu erzählen. Sie hört zu, fragt hier und da und berichtet dann von ihren kleinen Tageserlebnissen. Und dieser friedliche Austausch der Gedanken, der einen Reif der Zusammengehörigkeit um die beiden Menschen zieht, ist in seiner stillen und vornehmen Art nur möglich durch die verständnisvolle Vorarbeit der Frau, die ihre Liebe hineinlegt in die Dinge, die ihn begrüßen sollen, wenn er heimkehrt.

Elmag.

Die Heimat unserer Gemüsepflanzen

Tomaten.

Es ist noch garnicht solange her, daß die Tomate bei uns Volksnahrungsmittel geworden ist. Sie stammt aus dem südlichen Amerika. In Peru und Mexiko wurde sie schon jahrhundertelang gegessen, ehe sie durch die Spanier entdeckt und auf Umwegen zu uns gebracht wurde. Ihr Anbau geschieht ohne große Mühe und lohnt sich durch Ertragfähigkeit und leichte Pflege. Wir wissen die Tomate heute sehr zu schätzen Ihr Nährwert beruht auf dem sehr hohen Gehalt an Vitaminen und Mineralstoffen. Dagegen ist ihr Gehalt an Eiweiß und Nährstoffen gering. Ihr Wassergehalt ist außergewöhnlich hoch, aber der verbleibende Rest setzt sich so glücklich zusammen, daß fast alle lebensnotwendigen Salze in ihm enthalten sind. Wir finden weiter das Vitamin A und B Besonders Vitamin A ist in so hohem Prozentsatz vorhanden, daß ihr kein anderes Lebensmittel in dieser Beziehung gleichkommt Die Tomate soll vorwiegend roh genossen werden, damit der Kochprozeß nicht zerstörend wirkt



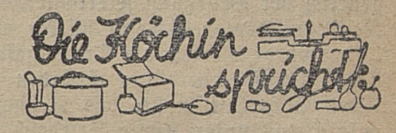
Krampfadern.

Dieses Leiden ist so weit verbreitet, daß man es fast als Volkskrankheit betrachten muß. Durch die sitzende und stehende Lebensweise, die der Beruf des modernen Menschen mit sich bringt, wird der naturgewollte Blutkreislauf auf seinem Weg durch die Beine behindert. Die Folge davon ist, daß die Gefäße überlastet werden, erschlaffen und daß die Venen sich ausdehnen. Sie nehmen Blut auf und haben durch den eingetretenen Mangel an Elastizität nicht mehr die Fähigkeit, es zurückzuschleudern.

Man kann viel dazu tun, sich diesem quälenden Leiden zu entziehen. Selbst dann, wenn man die Veranlagung geerbt hat, ist es eine gute Hilfe, von Jugend auf darauf zu achten, daß man niemals sehr lange steht. (Bei der Berufswahl müßte das mit in Betracht gezogen werden.) So oft man die Möglichkeit hat, soll man die Beine hochlegen, damit das Blut leichter zum Herzen zurückfließen kann. Auch anhaltendes Sitzen ist gefährlich. Es gibt immer ein paar Minuten, die man für seine Gesundheit verwenden ..., ohne daß die Arbeitsleistung dadurch gestört wird. Treten Geschwüre auf, muß der Arzt eingreifen. Man ist vielfach dazu übergegangen, Krampfadern nicht mehr zu behandeln, sondern zu veröden. Vor einigen Jahren hörte man bereits davon, dann trat eine Stockung ein, da es oft zu unangenehmen Folgen kam. Jetzt hat man die Sublimatlösung, die in die Vene gespritzt wurde, durch eine Zuckerlösung ersetzt. Sie hat sich weit besser bewährt und keinerlei Rückschläge oder schädliche Nachwirkungen gezeigt.

Yoghurt

die bekannteste orientalische Milchspeise enthält vorwiegend Bakterien, die in unserm Darme lebenden und schädliche Stoffe ausscheidenden Bakterien vernichten. Dadurch wird die im Alter fast mit Sicherheit auftretende Selbstvergiftung vermindert. Darum wird Yoghurt-Milch empfohlen als Vorbeugungsmittel gegen Arterienverkalkung, gegen Nierenentzündung und Leberkrankheiten. Bei Trägheit des Darmes sowie bei Ueberproduktion der Ausscheidungsstoffe leistet sie vorzügliche Dienste. Sie ist heute unschwer durch jedes Milchgeschäft zu beziehen, auch kann man sich die Bakterien verschaffen und sie durch täglichen Milchausguß selbst herstellen. Eine mehrwöchige Kur ist sehr zu empfehlen, aber auch als ständiges Nahrungsmittel kann sie in unseren Speisezettel eingefügt werden.



Feine Speise von Pfirsichen.

12 schöne reife Pfirsiche werden geschält und durch ein Sieb gestrichen. Man vermischt sie mit ½ Pfund Zucker und 2 Lot weißer aufgelöster Gelatine, rührt die Mischung, bis sie anfängt zu stocken, und verbindet sie dann mit ½ Liter leicht gesüßter, steifer Schlagsahne.

Sollten die Früchte nicht weich genug sein, kann man sie vor dem Durchrühren in Wasser und Zucker ankochen.

Kerbelsuppe: Man dünstet etwas Mehl in Butter weiß und füllt sehr kräftige Fleischbrühe auf, quirlt beides zusammen recht klar, und läßt eine halbe Stunde kochen. Auf einen Liter Flüssigkeit tut man zwei Hände gut verlesenen und gewaschenen Kerbel daran, salzt, und zieht die Suppe mit zwei Eidottern ab. Zum Schluß gibt man ein Stück frische Butter hinein.

Besuch bei Hindenburg

Das Reichspräsidentenpalais neu renoviert

Die Umarbeiten am Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße sind beendet. Nach seiner Rückkehr aus Neudeck wird der Herr Reichspräsident die Wohnräume im alten gewohnten Zustande vorfinden.

Monatelang verbargen Baugerüste das Reichspräsidentenpalais vor dem Wilhelmstraßen-Publikum. Jetzt ist der Umbau zum Abschluß gekommen. In ein bis zwei Wochen werden die letzten Handwerker das Haus verlassen haben. Dann geht hier alles wieder seinen gewohnten Gang. Zu beiden Seiten des Haupteingangs stehen die beiden Reichswehrsoldaten mit geschultertem Gewehr. Und auf dem Dachfirst grüßt die Reichspräsidentenstandarte ...

Die Architekten, die bei dem schwierigen Umbau Bewundernswürdiges geleistet haben, gingen mit aller Vorsicht zu Werke. Der klassizistische Stil des Hauses durfte nicht verändert werden. Mit den Mitteln mußte man haushalten.

Möglichst einfach und möglichst sparsam

— so lautete das Kommando für die Baumeister. Kaum nimmt man von außen wahr, daß der alte vermorschte, von Käfern zerfressene, vom Schwamm zerstörte hölzerne Dachstuhl durch eine Dachkonstruktion aus Eisen ersetzt wurde. 160 Tonnen Eisen verbaute man in dem neuen eisernen Dachstuhl. Mit Schrecken nahmen die Bauleute wahr, daß die Grundmauern der stärkeren Belastung nicht standhalten mochten. Also mußten die

Hausfundamente noch verstärkt und teilweise sogar „untersangen"

werden. Das kostete viel Zeit — und mehr Geld, als man ursprünglich berechnet hatte.

Jetzt steht alles fertig. Der Gast betritt nicht mehr unter Lebensgefahr das Reichspräsidentenpalais.

Von der Baufälligkeit des Hauses macht man sich schwerlich genaue Vorstellungen.

Als der große Festsaal im ersten Stock gelegentlich der Beisetzungsfeierlichkeiten des ersten Reichspräsidenten Ebert stärker als sonst belastet wurde, hörten die Trauergäste das Gebälk knistern. Aus Gründen der persönlichen Sicherheit mußte das Reichspräsidentenpalais, das unter König Friedrich Wilhelm I. in den Jahren 1734 bis 1737 entstand, endlich umgebaut werden.

Aus Sparsamkeitsgründen mußten sich die Baumeister auf den Umbau des Mitteltrakts beschränken. Vom eisernen Dachstuhl war schon die Rede. Eine Reihe von Gast- und Dienstpersonalräumen konnte hier neu geschaffen oder modernisiert werden.

Große Mühe machte die Sicherung des großen Festsaals im ersten Stockwerk.

Den großen Festsaal — ein repräsentativer Raum mit rötlichen Marmorpilastern, goldgerahmten Medaillons, französischen Spiegeln und einem riesigen Deckengemälde — kann man jetzt wieder unbesorgt betreten. Die Deckenkonstruktion ist gesichert. Es knistert nicht mehr im Gebälk.

Der Umbau machte auch vor dem Südflügel des Reichspräsidentenpalais nicht Halt.

Dort ist eine Galerie, die bis vor kurzem mit allerlei Gerümpel vollgestopft war, renoviert und der Benutzung zugänglich gemacht worden. Ueberlebensgroße Gemälde in hohen Holzrahmen ziehen hier sogleich die Aufmerksamkeit auf sich. Selbstverständlich hat man — da man einmal beim Renovieren war — auch den neuzeitigen Komfort im Reichspräsidentenpalais erweitert. Zentralheizung, Warmwasser — diese und ähnliche Errungenschaften der modernen Technik kann jetzt auch der Reichspräsident benutzen.

Die Gelegenheit ist günstig; so wirft man gleich

einen Blick in die Zimmerfluchten des Reichspräsidentenpalais.

Da steht man im Arbeitsraum des Reichspräsidenten. Ein überaus einfacher, durch die Bäume des Parks verdunkelter Raum. Am Fenster der große Schreibtisch mit dem Sessel, auf dem man Hindenburg so oft photographiert hat. An der Wand Gemälde mit Motiven aus der preußischen Geschichte. An einer der Seitenwände die Porträts der drei größten Deutschen: Goethe, Friedrich der Große und Bismarck. Hinter dem Sessel des Reichspräsidenten der Kopf des Feldmarschalls Blücher.

Sonst atmet der Raum bürgerliche Einfachheit.

Nichts von höfischem Prunk! Nichts von übertriebenem Zimmerschmuck. Die altpreußische Einfachheit des Zimmers spiegelt ganz das Wesen des Reichspräsidenten.

Die gleichen Eindrücke empfängt man droben im ersten Stock. Hindenburg bedient sich eines geräuschlosen Fahrstuhls, wenn er die Repräsentationsräume im ersten Stock aufsuchen will. Im ersten Stock liegt auch sein Schlafzimmer. Ein mäßig großer, überaus einfacher Raum. In der Mitte ein Metallbett, flankiert von zwei Nachttischchen. An einer Wand erhebt sich ein mächtiger Kachelofen. An der anderen Wand ist die Warmwasseranlage angebracht.

Das Ruhezimmer eines preußischen Feldherrn,

der in seinem Leben mancherlei Strapazen ertragen mußte. Dafür schweift der Blick des Reichspräsidenten vom Schlafzimmer aus über die grünen Bäume und die bunten Blumenbeete des Gartens. Hindenburg kennt dort jeden Baum und jeden Strauch. In der Weltabgeschiedenheit des wundervollen Parks sucht er seine tägliche Erholung.

Die Bauleute haben den Wunsch des Hausherrn respektiert. Alles ist in seinen alten Formen erhalten geblieben. Man hat keinen „Umbau" im eigentlichen Sinne vorgenommen, sondern nur eine Sicherung des alten Gebäudes. Und der treue Hausverwalter weiß heute schon, daß sich der Reichspräsident in seinem erneuerten Wohnhause überaus wohlfühlen wird ...

Germantown—Deutschstadt

250jähriges Jubiläum einer deutschen Stadt in Amerika

Wenn eine deutsche Stadt ihr 500-, 700-, ja 1000jähriges Jubiläum feiert, so steht das zwar in allen Zeitungen und gibt Anlaß zu farbenfreudigen Festen, aber im ganzen ist es keine allzu aufregende Angelegenheit, denn Deutschland ist alt, und so müssen auch seine Städte einmal 500, 700 oder 1000 Jahre alt werden. Wenn aber eine amerikanische Stadt auf eine mehrhundertjährige Geschichte zurückblicken kann, und wenn es gar eine deutsche Stadt ist, die demnächst den Tag feiern kann, an dem sie 250 Jahre besteht, so haben wir allen Anlaß, dieses Jubiläum mit ganz besonderem Interesse zur Kenntnis zu nehmen.

Die Erinnerung an ihren deutschen Ursprung bewahrt die jubilierende Stadt heute noch in ihrem Namen: Germantown, „Deutsche Stadt".

Das deutsche Krefeld kann sich rühmen, die Mutter Germantowns zu sein.

Dreizehn Krefelder Familien wanderten vor 250 Jahren nach dem neuen Erdteil aus. Sie hatten Mut, denn von den wenigen Deutschen, die schon vorher die viele Monate lange Segelschiffreise gemacht hatten, waren bis dahin nur spärliche Nachrichten in die alte Heimat gelangt. Nur von Wilhelm Penn hatte man einen Brief bekommen, daß man Land bekommen könne, so viel man wolle, daß man allerdings hart arbeiten müsse und daß die Indianer nicht immer sehr liebevoll seien, daß man aber, bleibe man geschlossen beieinander, es zu etwas bringen könne ... Sicher gab es damals ein langes Beraten in Krefeld, aber schließlich ging die Reise los, zunächst nach Bremen, vier Tage lang, und dann zu Schiff auf der „Conrad" nach dem „neuen Land".

Was diese Auswanderungskarawane von allen, die vorher gen Westen zogen, und den meisten, die ihr folgten, ganz wesentlich unterschied und was ihr für das amerikanische Deutschtum eine ganz besondere Bedeutung gab, ist dies: Zum erstenmal in der Geschichte der deutsch-amerikanischen Auswanderung blieben diese dreizehn Familien in der neuen Heimat beisammen.

Germantown wurde die erste geschlossene deutsche Siedlung auf amerikanischem Boden,

und wenn Pennsylvanien auch heute noch nicht seinen deutschen Charakter verleugnen kann, so waren die mutigen Krefelder nicht schuldlos daran. Ihr Tun war beispielgebend. Bald erhielten sie Zuzug aus der Pfalz, aus Baden, aus Hessen. Eine großzügige Siedlungstätigkeit in Pennsylvanien begann, von wo aus das Deutsch-Amerikanertum sich später nach dem Westen ausbreitete. Eine Familie Huber gehörte auch zu ihnen; im Laufe der Zeit jedoch wurde sie „hundertprozentig" amerikanisch — sie nannte sich Hoover —, der vorletzte Präsident der USA. ist ihr Sproß.

Wäre Deutschland vor 250 Jahren schon ein richtiges Deutsches Reich gewesen, so wäre die „Conrad" für die Deutschen wohl dasselbe geworden wie die „Mayflower" für die Angloamerikaner und die Engländer, und, wer weiß, vielleicht hätte sich das Deutschtum auch in der staatlichen Organisation der befreiten „Vereinigten Staaten" anders behaupten können; vielleicht hätte nicht so viel deutsches Blut im amerikanischen Angelsachsentum untergehen brauchen. Wenn trotzdem noch viel erhalten blieb, ist es nicht zuletzt der Stadt zu danken, die in diesem Jahre ihren 250. Geburtstag feiern kann: Germantown — Deutschstadt!

Sah den Vöglein zu

Im Wald am Bergeshange,
Wo atmet kühle Ruh,
Ich lauschte dem Gesange
Und sah den Vöglein zu.

Sah zu dem Specht, dem bunten,
Wie er den Stamm umlief;
Baumtief im Tale unten
Ein Reh ganz heimlich schlief.

Ich hört' die Amsel schlagen
So seltsam und so weh.
Es lauscht' ob solchem Klagen
Verdutzt das scheue Reh.

Die Amsel sang mir Lieder
Vom luft'gen Baume zu,
Ich schreibe sie hier nieder
In stiller Abendruh.

W. Wolf.

Was in der Welt geschah

Tunnel unter dem Montblanc?

Wie der „Figaro“ berichtet, sind zwischen Frankreich und Italien vorläufig unverbindliche Besprechungen im Gange über den Bau einer neuen Eisenbahnverbindung quer durch die Alpen. Die neue Linie wird in einem Tunnel unter dem Montblanc hindurchgeführt werden. Sie würde die kürzeste Verbindung von London, Paris, Belgien und Holland nach Norditalien, Venedig, Triest und den nahen Orient darstellen. Auf italienischer Seite seien die Pläne schon soweit gediehen, daß der Bau sofort beginnen könnte. Die französische Regierung habe sich aber noch nicht geäußert.

*

Irrsinniger erschlägt vier Kinder

Wie aus Bozen berichtet wird, hat der Bauer Franz Schaller bei Völz am Schlern in einem Anfall von Irrsinn seinen fünfjährigen und seinen elfjährigen Sohn mit dem Beil erschlagen, den vierjährigen Sohn des Nachbarn und seine dreijährige Tochter erwürgt. Der Täter ist flüchtig. Er war seit längerer Zeit kränklich und litt schwer unter drückenden Wirtschaftsverhältnissen. Seine Frau erfuhr die Untat erst bei ihrer abendlichen Heimkehr vom Felde. Die Leichen zweier Kinder hatte der Irrsinnige noch mit Blumen geschmückt.

*

Nach 19 Jahren das Reisegeld gezahlt

Wie die Reichsbahndirektion Schwerin mitteilt, hat ein Reisender nach 19 Jahren sein hinterzogenes Fahrgeld mit Zinsen freiwillig nachgezahlt. In dem Brief an die Reichsbahndirektion heißt es: „Bin am 2. Mobilmachungstag 1914 ohne Fahrkarte von Rostock über Wismar nach Ludwigslust gefahren. Habe Sie um das Geld betrogen. Die Schuld möchte ich jetzt bezahlen. 130 Kilometer 4. Klasse à 2,2 Pfennig gleich 2,90 Mark und Zinsen für die Jahre 2,40 Mark und eine Schuld von 5 Mark, insgesamt 10,30 Mk. Ein Sünder.“

*

97 000 Mark Steuernachzahlung von Unbekannt

Durch einen Frankfurter Notar wurde auf dem Finanzamt für einen nichtgenannten Steuerzahler im Wege der tätigen Reue ein hinterzogener Betrag in der sehr beträchtlichen Höhe von 97 000 Rm. eingezahlt.

*

Tolles Banditenstück in USA

Ein Überfall, wie er selbst in Wildwest selten ist, wurde von einer mit Maschinengewehren und Revolvern ausgerüsteten Bande auf ein Bankhaus in der Stadt Wier, im Staate New York, ausgeführt. Die Banditen, welche die Stadt von jeder telephonischen Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten hatten, setzten zuerst den Gefängnisdirektor gefangen. Dann drangen sie in das Bankgebäude ein, überwältigten alle Personen, die sich ihnen in den Weg stellten, insgesamt 22 Personen, und sperrten sie in das Zellengefängnis, zu dem sie den Schlüssel dem Gefängnisdirektor abgenommen hatten. Dann luden sie den zwei Tonnen schweren Geldschrank auf einen Lastwagen und jagten davon. In dem Geldschrank befanden sich 300 000 Dollar in bar und eine große Zahl von Wertpapieren. Der Überfall wurde außerhalb Wiers erst bekannt, als die Mutter eines der Bankangestellten ihren Sohn in der Bank telephonisch sprechen wollte und das Telephon nicht funktionierte. Da auch die Telephone in den Nachbarstädten stillgelegt worden waren, schöpfte man Verdacht. Man eilte in eine Nachbarstadt und alarmierte von dort aus die Polizei. Die gesamte Polizei und die Gendarmen von Wier und Umgebung sind nun hinter den entflohenen Banditen her.

Elektrische Schläge für Rennpferde

In Chikago wurden 7 Rennpferdebesitzer und Jockeys verhaftet, die ihren Pferden vor dem Rennen unerlaubte Chemikalien eingaben und dadurch überraschende Siege erzielten. Die Jockeys verwendeten u. a. auch einen Apparat, der „elektrische Schläge“ austeilte und dadurch das Pferd jedesmal zu höchster Leistungsfähigkeit antrieb.

*

Kabelbrand unter der Straße

Ein höchst eigenartiger Vorfall ereignete sich in einer Straße im Norden Berlins. Plötzlich hob sich die Straßendecke in einem Umkreis von mehreren Metern, und es stiegen Rauchschwaden unter der Straßendecke hervor. Da man annahm, daß eine unterirdische Explosion von Leuchtgas sich ereignet habe, bemächtigte sich der Bewohner große Erregung. Die sofort herbeigerufene Feuerwehr stellte, nachdem sie das Straßenpflaster schleunigst in einem größeren Umfang entfernt hatte, fest, daß in der Tat ein unterirdisches Feuer sich unter der Straßendecke entwickelt hatte. Die Ursache war aber erfreulicherweise keine Gasexplosion. Vielmehr war ein Gleichstrom-Kabel in Brand geraten und hatte gleich drei danebenliegende andere Kabel in Flammen gesetzt. Der Boden wurde durch die große Hitzeentwicklung emporgedrückt. Die Feuerwehr konnte nach einstündiger Tätigkeit den unterirdischen Brand löschen.

*

Flaschenpost vor Helsingör

Der dänische Dampfer „Cimbria“, der vor einiger Zeit von Kopenhagen mit einer Zementladung in See ging, wird von der gesamten dänischen See- und Polizeibehörde ergebnislos gesucht. Das Schiff ist spurlos verschwunden. Dänische Küstenwachschiffe haben den Dampfer auf der von ihm befahrenen Route gesucht. Der dänische Rundfunk sendet seit drei Tagen allstündlich den Ruf in den Äther: „Achtung, „Cimbria“, sofort den nächsten Hafen anlaufen!“ Donnerstag vormittag wurde bei Helsingör (Dänemark) eine Flaschenpost an Land getrieben, die eine Botschaft des Steuermanns enthielt. Sie vermeldet: „Cimbria“ gesunken, den 28. Juli abends. Ein Fischerboot will in der Nähe von Helsingör eine furchtbare Explosion auf See beobachtet haben. Man vermutet, daß die Kessel des Schiffes explodierten, und daß die zehnköpfige Besatzung ertrank.

*

„Wein“ aus Glyzerin, Rosinen und Wasser

Durch eine Kontrolle in einem Weinkeller in Mainz war man einer großangelegten Kunstweinproduktion auf die Spur gekommen. Seit Jahren hatte dieses Weinfälscherkonsortium einen „Wein“ hergestellt, der aus Rosinen, Hefe, Wasser, Glyzerin, Weinsteinsäure, Zucker und Hollunderblüten hergestellt war. Diese Getränke wurden dann unter den Lagernamen „Gau Bischofsheimer Sandkraut“, „Bodenheimer Rottberg“, „Hahnheimer Knopf“ und „Laubenheimer Steig“ in Verkehr gebracht. Die Weinfälscher hatten sich jetzt vor der Mainzer Großen Strafkammer zu verantworten. Das Gericht erkannte auf Gefängnisstrafen von einem Jahr fünf Monaten, zehn, sechs, vier und zwei Monaten, außerdem auf Geldstrafen bis zu 1000 Mark. Die beschlagnahmte Brühe wurde eingezogen.

*

Möbeltransport stürzt in den Fluß

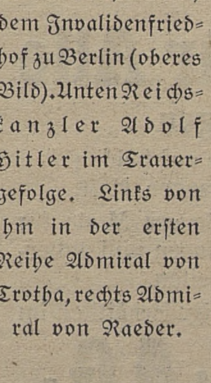
Ein Möbeltransportzug fuhr in der Nähe von Schönau (Schlesien) gegen die Mauer einer Brücke über die Katzbach und stürzte in voller Fahrt in den Fluß. Die Zugmaschine und ein kleinerer Wagen sanken in die Fluten; ein größerer Möbelwagen blieb an der Brücke hängen. Der Führer und drei Transportarbeiter wurden in den Fluß geschleudert. Einer von ihnen wurde getötet, ein zweiter, der unter dem Wagen im Flußbett zu liegen kam, sehr schwer verletzt. Der Wagenführer und ein dritter Mitfahrer erlitten leichtere Verletzungen. Die Brücke blieb lange Zeit unpassierbar.

*



Die Beisetzung des Admirals von Schröder

Die Überführung der sterblichen Überreste des „Löwen von Flandern“ von der Gnadenkirche nach dem Invalidenfriedhof zu Berlin (oberes Bild). Unten Reichskanzler Adolf Hitler im Trauergefolge. Links von ihm in der ersten Reihe Admiral von Trotha, rechts Admiral von Raeder.



Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.